Band 850 ● 2,00 DM

Neuer Roman

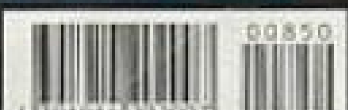
BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Rache aus der Totenkammer



Band 850 ● 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16

Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250



Rache aus der Totenkammer

John Sinclair Nr. 850

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 18.10.1994

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Rache aus der Totenkammer

Franz Jochem spürte Übelkeit in sich hochsteigen, als er den alten Gang entlangschritt.

Die feuchten Mauern, der nasse Boden, der schale Geruch, das alles gehörte zu einer Geschichte oder einer schrecklichen Tatsache vom Leiden und Sterben der Menschen.

Es war das Haus X, einen anderen Namen hatte man für diese Hölle nicht gefunden, deren Existenz nur sehr wenigen Menschen bekannt war.

Bautzen, ja, das war ihnen ein Begriff, aber das Haus X gehörte zu den Bauten, die man lieber verschwieg.

Wer hier eingeliefert wurde, konnte nur bedauert werden.

Wie viele Personen dieses Haus nur als Tote verlassen hatten, wußte Franz Jochem nicht, obwohl er hier gearbeitet hatte.
Was heißt gearbeitet?
Er war nicht mal ein Mitläufer gewesen.
Er war hier als Mädchen für alles eingestellt worden.
Er hatte geputzt, repariert, gekocht und auch versucht, den Gefangenen – Frauen und Männern – das Leben ein wenig zu erleichtern.
Er hatte ihnen so manche Zigarette heimlich zugesteckt, auch mal einen Riegel Schokolade, obwohl er an die selbst schlecht herangekommen war.
Das lag lange zurück.
Mehr als vier Jahre waren vergangen. Jochem konnte es selbst noch nicht begreifen. Er war längst Rentner geworden, lebte einigermaßen gut in den Tag hinein, auch deshalb, weil er keine Miete entrichten mußte, denn das kleine Haus gehörte ihm, und er war an diesem Tag zurückgekehrt, weil es ihm einfach in den Sinn gekommen war, die alte Stätte noch einmal zu besuchen.
Sie war leer. Auch touristisch gesehen tat sich hier so gut wie nichts. Bautzen wurde besucht, bestaunt, dieses alte Gemäuer war tabu. Da tat sich nichts, es gammelte vor sich hin. Was einmal mit ihm geschehen würde, wußte wohl niemand.
Jochem war in den Keller gegangen, in den Bunker, in die Vorhölle. Man hatte viele Namen dafür gefunden, denn hier unten befanden sich die Kammern des Schreckens. Winzige Einzelzellen, manche nur so niedrig, daß sich die darin eingesperrte Person nicht einmal hinstellen konnte. Da mußte sie dann sitzen oder knien, sonst wäre sie mit dem Schädel gegen die Decke geprallt.
Jochem erinnerte sich. Er hatte die Menschen hier schreien, weinen, toben und flehen hören. Niemand hatte sich hier mehr unter Kontrolle gehabt, dieses Stück Welt war einfach zu grausam und menschenverachtend gewesen. Hier hatte das Grauen nicht nur gelebt, hier hatte es sich auch ausbreiten können, und die Gefangenen hatte es Tag für Tag in einer neuen Bandbreite kennengelernt.
Blut!
Jochem bewegte die Lippen. Ja, er hatte den Eindruck, als würde er Blut schmecken. Als hätte es sich auf seine Lippen gelegt wie ein feiner Schleier, und das war damals schon so gewesen, als er hier noch seinen Dienst getan hatte.
Widerliches Blut. Altes Blut, geronnenes Blut, aus zahlreichen Wunden wie zäher Leim tropfend und auf dem Boden die dunklen Flecken hinterlassend. Wer hier Wärter oder Wächter war, der hatte geschlagen, der war brutal gewesen und hatte alles Menschliche vergessen. Oft genug waren diese Hundesöhne hierher strafversetzt

worden und ließen ihren eigenen Frust an den Gefangenen ab.
Franz Jochem hatte nichts dagegen unternehmen können. Er hatte nur manches Mal still in der Ecke gesessen und sich die Ohren zugehalten, nur um die Schreie und das Wimmern nicht hören zu müssen. Es war furchtbar für ihn gewesen.
Heute aber war es still.
Da hörte er nur seine eigenen Tritte, als er den Gang bis zu seinem Ende durchging.
Die Stromversorgung war abgestellt worden. Es gab hier unten kein Licht mehr. Noch hingen die runden Lampen an der Decke. Sie und die Gitter waren nur mehr Makulatur.
Vorbei, alles war vorbei. Und trotzdem existierte dieser verfluchte Schrecken noch. Zumindest für ihn, denn die Bilder seiner Erinnerung waren einfach nicht zu löschen.
Um nicht durch das Dunkel tappen zu müssen, hatte er die Stableuchte mitgenommen. Ihr Schein wies ihm den Weg. Der Kegel tanzte vor ihm als zuckender Kreis, wie ein Mond, der sich einfach zu schnell bewegte und sich den Gesetzen des Alls nicht beugen wollte.
Er sah auch das Gangende. Und dort sah er die Tür. Der helle Kreis hatte sich sie als Ziel ausgesucht, und Jochem zuckte zusammen, bevor er stehenblieb.
Er hatte das Gefühl, von einem Tritt erwischt zu werden. Leise stöhnte er auf, denn plötzlich überschwemmten ihn die Erinnerungen, und es waren keine schönen Bilder, die da durch seinen Kopf wanderten. Er selbst hatte in dem, was hinter der Tür lag, nie leiden müssen, aber er wußte leider Bescheid, was sich dort abgespielt hatte. Manche dieser perversen Wächter hatten mit ihren Taten angegeben, besonders in seinem Beisein, weil sie genau wußten, daß er so etwas nicht hören konnte und es auch nicht wollte.
Sie hatte auch einen Namen bekommen. Irgend jemand hatte diesen Begriff einmal erfunden.
Waschküche!
Ja, eine verfluchte Waschküche, in der die Menschen gereinigt wurden. Etwas Schlimmeres hätte man für diese Zelle nicht sagen können, denn in der Waschküche wurde gestorben.
Hingerichtet, gefoltert, gequält. Sie war so etwas wie die Todeszelle. Es gab dort sogar eine Rinne, in der das Blut ablaufen konnte.
Das System war nicht nur pervertiert, es war in seiner Perversion auch perfekt gewesen, doch es hatte sich überlebt und war vernichtet worden. Unblutig, aber die Erinnerungen blieben, auch für einen Mann wie Franz Jochem. Er hätte nicht gedacht, daß sie ihn beim Anblick der Tür so hart erwischen würden. Dabei hatte er gedacht, daß alles vorbei war, daß ihn nichts…
Er stöhnte auf und ging nicht mehr weiter. Schweiß lag auf seiner

Stirn. Mit einer müden Bewegung wischte er darüber hinweg, und beim Atmen riß er den Mund weit auf. Er konnte nichts anderes einatmen, als diese feuchte, alte, muffige Luft, die bei ihm einfach Übelkeit verursachte, den Magen hochtrieb, denn jeder Atemzug war vermischt mit schrecklichen Erinnerungen.

Jochem zitterte. Es gab keinen Grund dafür. Niemand griff ihn an, keiner wollte etwas von ihm, und doch konnte er das Zittern nicht unterdrücken. Es war einfach in ihm, es peitschte ihn auf, und es war ihm nicht möglich, den Strahl der Lampe ruhig zu halten.

Der Anfall ging vorbei. Franz Jochem nahm sich vor, sich nicht mehr so stark von seinen Erinnerungen bedrängen zu lassen. Das war überhaupt nicht gut für ihn. Er mußte sich zusammenreißen und handeln wie ein Mann und nicht wie eine Memme.

Die letzte Tür war wichtig.

Die Waschküche!

Einige Male sprach er den Namen aus, und aus jedem Buchstaben sickerte die Furcht hervor. Gebeugt wie unter einer schweren Last legte er die letzten Schritte zurück, bis er sein Ziel erreicht hatte. Vor dieser Tür blieb er stehen.

Sie bestand aus Metall. Es gab keine Gitter, es war einfach nur diese dicke Tür, und sie war nicht mal durch ein besonderes Schloß gesichert. Man drehte nur den Schlüssel zweimal herum und war danach in der Lage, die Tür aufzuziehen.

Damals zumindest – heute nicht mehr. In der Zeit nach der sogenannten Wende konnte jeder die Tür aufziehen, denn verschlossene Türen gab es in den Zuchthäusern nicht mehr.

Die alte Klinke war noch immer da. Früher war das Metall blank vom vielen Anfassen gewesen, heute hatte es Rost angesetzt. Die Jahre hatten ihre Spuren auch hier hinterlassen.

Jochem schnaufte, als er die Klinke berührte. Das Licht seiner Lampe reichte aus. Er wußte, was geschah. Er brauchte die Tür nur aufzuziehen, dann würde er diese nacke, leere, kalte und geflieste Zelle betreten können.

Warum ziehe ich die Tür nicht auf? fragte er sich. Es ist doch so leicht. Andere hatten es ihm früher vorgemacht. Er aber stand da und wartete auf etwas, das er nicht fassen konnte.

Ein ungewöhnliches Gefühl hatte ihn überkommen. Er selbst dachte darüber nach, war aber nicht in der Lage, es zu beschreiben.

Hätte ihn jemand danach gefragt, er hätte nur die Schultern leicht angehoben. Mehr war nicht möglich.

Jochem wartete noch immer.

Sekunden verstrichen.

Der Mann überlegte, was ihn wohl hätte davon abhalten können, die Tür zu öffnen. War es die Furcht vor dem, was er möglicherweise zu

sehen bekam?

Franz Jochem konnte sich selbst keine Antwort darauf geben. Am besten wäre es gewesen, wenn er wieder zurückgelaufen wäre. Das aber wollte er auch nicht. Er befand sich in einer Zwickmühle und war innerlich zerrissen.

Egal, kneifen galt nicht. Er wollte den langen Weg nicht umsonst gemacht haben.

Trotz der Jacke fror er, aber darum kümmerte sich Jochem nicht.

Er hatte sich überwunden, er zog die Tür sehr hart und auch sehr schnell auf, rechnete mit schlimmen Dingen, und er lachte in die Düsternis hinein, wobei sein Lachen von den kahlen Wänden als schauriges und hohl klingendes Echo zurückgeworfen wurde.

Eine leere Zelle.

Was sonst?

Was hatte er sich denn gedacht?

»Du bist ein alter Narr, Jochem!« beschimpfte er sich selbst. »Du bist ein dummer, blöder, alter Narr.«

Er hob die Lampe an. Der Strahl glitt in die Zelle hinein und erwischte die ihm gegenüberliegende gekachelte Wand. Alle vier Wände waren hier gekachelt, sogar der Boden bestand aus dem gleichen Material. Es waren kleine Kacheln. Früher einmal hellgrau, im Laufe der Zeit waren sie aber schmutzig geworden.

An der rechten Seite zog sich die Rinne hin. Durch sie war schon vieles in den jetzt rostigen Abfluß geflossen, und Jochem wollte gar nicht daran denken.

Es gab kein Licht. Wer in dieser Zelle hockte, der mußte sich mit der Finsternis abfinden, die nur dann unterbrochen wurde, wenn die Wärter kamen.

Der Raum war so kalt, so einsam, so leer und seelenlos. Franz Jochem spürte den Schauer, der seinen gesamten Körper erfaßt hielt.

Er war nicht mehr in der Lage, normal zu denken, was da über ihn kam wie ein Sturmwind, setzte sich aus Erinnerungen zusammen.

Aus bösen Erinnerungen. Er selbst war ja nie dabeigewesen, aber er hatte die Folgen erlebt, und die würde er für den Rest seines Lebens nicht mehr vergessen können.

Franz Jochem war froh, die Tür letztendlich doch geöffnet zu haben. Er brauchte den Blick in die »Waschküche«. Er brauchte ihn für sich persönlich, denn er sollte so etwas wie ein endgültiger Abschied von seinem alten Leben sein.

Es gab in dieser Zelle kein Licht. Es hatte nie Licht gegeben. Die Gefangenen hatten in der absoluten Dunkelheit gehockt. Wenn diese durchbrochen worden war, dann durch die Strahlen starker Lampen, die von den Aufpassern und Wächtern gehalten wurden.

Etwas stimmte nicht.

Dieser Eindruck überkam Jochem plötzlich. Es war auf einmal da, es hatte keine Vorwarnung gegeben, und dann schaltete er die Lampe aus. Den Grund kannte er nicht, es hatte ihn überkommen. Er wollte kein Licht mehr in seiner Umgebung haben, weil es ihn störte. Im Finstern stand er da, atmete durch den offenen Mund und fragte sich noch immer, weshalb er die Lampe von allein ausgeschaltet hatte.

Es war kalt geworden.

Sehr kalt sogar.

Eine Kälte, die sich der Mann nicht erklären konnte. Wie ein Schleim aus Eis, der sich auf seine Haut gelegt hatte und sie schrumpfen ließ.

Warum?

Er legte den Kopf zurück, schaute zur Decke, was nichts brachte, denn er konnte sie nicht sehen, nicht einmal ahnen. Falls es je eine perfekte Dunkelheit gegeben hatte, dann war es hier gewesen und nicht woanders.

Sie war nicht nur dicht, sie war auch kalt.

Eine Kälte, deren Ursprung sich Franz Jochem noch immer nicht erklären konnte. Er dachte zwar über sie nach, und ihm fiel auch ein Begriff ein: Totenkälte.

Genau das war es. Die Kälte der Toten, das Eis aus der Leichenhalle oder Leichenkammer. So etwas Ähnliches war es. Das mußte man einfach fühlen, und man mußte es akzeptieren.

Jochem dachte daran, daß dieser Boden ein unheiliger war. Ein verfluchter, ein Stück gebautes Grauen, in dem die Menschen, die zuerst schrecklich gelitten hatten, um dann zu sterben. Einfach so, ohne Gnade. Man hatte sie getötet, für Nichtigkeiten, denn dieser Staat damals war mit seinen Widersachern mehr als menschen verachtend umgegangen. Jochem wußte nicht, wie viele Menschen in dieser Zelle ums Leben gekommen waren. Irgendwelche Vorgesetzte hatten das sicherlich aufgelistet und katalogisiert. Jochem wußte darüber nicht Bescheid. Er war nur ein kleines Rad in diesem tödlichen Getriebe gewesen, unbedeutend innerhalb der Maschinerie und von seinem Gewissen geplagt, sonst wäre er nicht hergekommen. Die Vorwürfe waren zurückgekehrt, er hätte mehr helfen müssen, aber hätte er dies auch gekonnt?

Franz Jochem schüttelte den Kopf, obwohl ihn niemand sah. Er gab sich somit selbst eine Antwort. Dennoch stand er an der Stätte des Leidens und spürte die Veränderung.

Die Toten waren nicht mehr da. Man hatte die Menschen nach dem Ableben sehr schnell weggeschafft, aber dennoch war etwas zurückgeblieben, das der einsame Mann genau spürte.

Gab es Geister? Hatten die unschuldig Getöteten hier ihr Erbe hinterlassen?

Ihn schauderte, und es wurde noch kälter. Er spürte nicht nur, er

wußte auch, daß in seiner unmittelbaren Nähe etwas lauerte, und es wäre für ihn an der Zeit gewesen, die Flucht anzutreten. Das aber tat er nicht.

Mit dem Rücken an der Wand blieb er stehen. Er hatte den Kopf nach links gedreht, um in die Todeszelle hineinschauen zu können, da sah er nichts.

Oder…?

Auf einmal wurde alles anders. Jochem stand da, starrte in die Waschküche hinein und dachte allen Ernstes daran, den Verstand zu verlieren, denn was er da mit eigenen Augen zu sehen bekam, war einfach unbegreiflich…

***

Die Zelle erhellte sich!

Es war kein normales Licht, das von einer Lampe abgegeben wurde, es war geisterhaft, und es hatte sich die gesamte Todeszelle als seine Quelle ausgesucht. Es war einfach da, Jochem nahm es auch hin. Hätte er nach dem Ursprung gefragt, so lag die Antwort auf der Hand. Das Licht drang einfach aus den Wänden, den Fliesen, denn hellen Spalten dazwischen, auch aus dem Fußboden, und es füllte den gesamten Raum mit seiner geisterhaften Helligkeit aus.

Ein Licht, dessen Farbe zwischen Blau und Grün schwankte, und als Türkis bezeichnet werden konnte.

Unheimlich… irritierend …

Jochem schluckte. Seine Nackenhaare wollten sich aufrecht stellen, auf seinem Gesicht lag der kalte Schweiß, und er kam sich so verdammt klein vor, wie er in der offenen Tür stand und in die kahle, fensterlose Todeszelle starrte.

Das also war es.

Das Totenlicht.

Vielleicht hatten sich die Geister der hier ermordeten Menschen gezeigt, denn sie konnte man ja nicht töten. Sie blieben, sie vergingen nicht, sie waren einmalig.

Geister und Lichter.

Das paßte zusammen. Er glaubte plötzlich daran, obwohl er sich früher nie etwas daraus gemacht hatte.

Heute aber…

Seine Gedanken rissen ab. Es blieb nicht bei dem Licht, denn genau gegenüber, an der Schmalseite der Zelle, bekam das Licht eine dunklere Färbung, einen Umriß, als sollte sich dort eine Gestalt abzeichnen. Dafür aber war der Umriß zu klein und zu rund, aber größer als der eines normalen Kopfes. Der Umriß endete dort, wo die Decke begann, und er zog sich über die Fläche eines Drittels der Wand hinweg.

Das war das Zentrum. Jochem spürte es genau, denn von diesem Umriß ging etwas aus, was er nicht begreifen konnte, aber annehmen mußte. Es war wie ein grausames Geschenk, daß ihm jemand hinterließ. Etwas aus dem Unfaßbaren hervorgeholt, und es bannte ihn auf der Stelle.

Der Fleck dunkelte ein. Gleichzeitig zog er sich zusammen, er nahm stärkere Konturen an, auch in seinem Inneren. Der einsame Zuschauer erkannte nun, was sich darin abmalte.

Ein Gesicht!

Nein, kein Gesicht, es war eine Fratze. Das widerliche Zerrbild eines Kopfes. Eiskalt und bösartig, mit einem Mund, der keiner war, sondern ein Maul. Weit geöffnet, die Lippen einerseits nach oben gezogen, auf der anderen Seite nach unten gedrückt. Dazwischen – in der Lücke – gefährliche und grausame Reißer, die das Wort Zähne schon nicht mehr verdienten, denn sie hätten ebensogut einem Raubtier gehören können. Die Augen sah Jochem nicht. Wo sie hätten sein müssen, befanden sich dunkle Stellen, umgeben von zahlreichen Falten, die auch gegen die Stirn liefen und sich zu Brauen zusammenballten.

Jochem atmete nicht, er keuchte. Er zitterte und stand trotzdem starr. Er begriff nichts, und doch rasten durch seinen Kopf die Gedanken wie Blitze. Irrsinnige Strahlen, abgebrochen, nicht mehr fähig, sich zu einem Gedankenmuster zu vereinen. Was er hier sah und durchlitt, war ungeheuerlich, das konnte mit dem menschlichen Verstand nicht mehr nachvollzogen werden.

Er kam zu keiner Erklärung. War das Gesicht echt, war es ein Trugbild? Hatte sich dort all das Böse vereinigt, was diese verfluchte Zelle je gesehen hatte? Kam es nur hervor, wobei es sich jahrelang gesammelt hatte? Diese Zelle war oft als Ort des Teufels bezeichnet worden, wo die Unmenschlichkeit regierte.

All die Toten, all das unschuldig vergossene Blut, es kehrte nun zurück. Es hatte sich in diesem verdammten Gesicht gesammelt. Es war das verfluchte Abbild all dessen, was in diesen schrecklichen Zeiten geschehen war.

Jochem wußte nicht, ob sich die Fratze mit der Wand vermählt hatte oder ein Stück vorstand. Sie wirkte wie ein Hologramm, aber das war sie nicht. So etwas war verdammt echt, hier hatte sich das Böse gesammelt und sich zu einem Zerrbild geformt.

Es war für Jochem schlimm genug, dies alles mit ansehen zu müssen. Aber es kam noch schlimmer oder unheimlicher, denn er sah, wie das offene Maul der Fratze zuckte, sich dann noch weiter öffnete, als wollte es an seinen Enden zerreißen.

In seinem Inneren tat sich etwas. Eine Bewegung, die weder von einer Zunge ausgeführt wurde, noch vom Fleisch des Gaumens. In diesem Maul lauerte ein Fremdkörper, der unbedingt in die Freiheit

hinauswollte.
Die Fratze brach etwas aus!
Jochem war fassungslos. Was da über die Lippen drang, sah aus wie Schleim, war aber kein Schleim, sondern etwas anderes, mit dem er nicht zurechtkam. Er suchte verzweifelt nach einem Vergleich und fand ihn auch, denn das Hervorquellende Etwas sah aus wie Nebel, und es war sehr kalter Nebel, das spürte er sehr deutlich.
Da er noch nie etwas von Ektoplasma gehört hatte, wußte er gar nichts. Er konnte nur zuschauen und mit seinen Blicken verfolgen, wie dieses Ektoplasma lautlos zu Boden wallte, sich dort ausbreitete wie ein kleiner See.
Er bedeckte einen Teil des Bodens, er zitterte, er tanzte, und er drückte sich an den Seiten in die Höhe, um in der Mitte zusammenzulaufen, so daß eine neue Gestalt entstand.
Ein Wesen?
Jochem merkte kaum, daß er sich über die Augen wischte. Aber er hatte sich geirrt.
Aus diesem Zeug war ein menschlicher Umriß entstanden, die Gestalt einer Frau, ohne festen Körper – ein Geist!
Das ist nicht möglich! Das gibt es nicht! Das kann nicht sein. Jochem glaubte, endgültig irre zu werden, denn wer da erschienen war, ausgebrochen aus dem Maul dieser Fratze, das war eine Person, die er kannte.
Es war eine Tote.
Der Geist einer Toten.
Rita Reinold hieß sie. Sie war vor einigen Jahren in dieser Zelle grausam hingerichtet worden…

***

Noch zitterte die Gestalt und floß an ihren Umrissen. Sie war ein unruhiges Wesen, ein Etwas, das sich in einem Zwischenstadium befand, als könnte es sich nicht entscheiden, ob es nun so bleiben oder sich verändern sollte.
Eines jedoch war für Franz Jochem klar zu erkennen. Da hatte er sich auch nicht geirrt. Er kannte diese kalte, neblige, feinstoffliche Gestalt, deren Masse aus dem Maul der Fratze geflossen war, was schon einem Sturzbach geähnelt hatte.
Je mehr Zeit verstrich, um so stärker bildete sich Rita Reinold hervor. Der fassungslose Franz Jochem war nicht in der Lage, sich zu bewegen. Er starrte ohne Unterlaß auf die Person, die eigentlich hätte tot sein müssen, es aber nicht war.
Oder doch?
Der Mann kam nicht mehr zurecht. Er war in dieses Haus X gekommen, um auf seine Weise von ihm Abschied nehmen zu können.

Er hatte sich verabschieden wollen, er hatte sich auch geschämt, er war auch bereit gewesen, so etwas wie Buße zu tun, und nun sah er sich mit Vorgängen konfrontiert, mit denen er nicht zurechkam.

Er sah zwei Dinge, zwei Tatsachen.

Direkt vor ihm stand die Gestalt der Rita Reinold, eine Frau, die einmal in dieser Zelle ihr Leben gelassen hatte, und hinter ihr an der Wand sah er die bösartige Fratze eines Wesen, für das der Mann keine Erklärung und keinen Ausdruck fand.

Es war eine Fratze. Blaugrau, mit einer ledrig anmutenden Haut, die gleichzeitig von mehreren Rissen durchzogen war, wie ehemals feuchte Erde, die unter den Strahlen einer starken Sonne getrocknet war. Damit kam er nicht zurecht.

Seine Lampe zitterte. Er wollte weglaufen. Nur konnte er dieser seltsamen Macht nicht entkommen, die sich über ihn gelegt und ihn auf der Stelle gebannt hatte. Sie war da, sie zwang den armen Jochem, diese Frau anzuschauen.

Mittlerweile hatte sich Rita weiterentwickelt. Ihr Körper hatte an Festigkeit zugenommen. An den Rändern schimmerte sie nicht mehr so stark, auch das Zucken hatte nachgelassen. Selbst die Haare glichen keinem blassen Gespinst mehr. Sie nahmen Farbe an, und kriegten auch Fülle.

Rita Reinold hatte rötlichbraunes Haar gehabt, daran konnte sich Franz gut erinnern. Das kehrte jetzt zurück.

Auf geheimnisvolle Weise bildete sich jede einzelne Strähne, damit die Haarflut auch wieder die nötige Fülle bekam. Sie hing glatt zu den Seiten des Kopfes herab, als Rahmen für ein blasses Gesicht mit dünner Haut und etwas hochstehenden Wangenknochen, die Rita stets einen leicht slawischen Ausdruck gegeben hatten. Hinzu kam der weiche Mund mit den vollen Lippen, die etwas schräg stehenden Augen mit den grünen, katzenhaften Pupillen, die geschwungenen Brauen darüber, die gerade Nase, das alles sah so lebendig aus und stach von dem übrigen Körper ab, der in seiner Verwandlung noch nicht zu dem zurückgefunden hatte, was er einmal gewesen war.

Noch war der Körper bleich. Nur stammte dieser Farbton nicht allein von der blassen Haut. Franz Jochem erkannte sehr deutlich das weiße Kleid, das Rita trug.

Nein, kein Kleid.

Es war ihr letztes Hemd, das man ihr übergestreift hatte. Ein Toten- oder Leichenhemd.

Der Beobachter schluckte, ohne daß sich Speichel in seinem Mund angesammelt hätte. Darin herrschte eine Trockenheit vor, die er mit einer Wüste verglich.

Furcht und Neugierde durchfluteten ihn. Da war jemand zurückgekommen vielleicht um sich zu rächen, denn derartige

Geschichten gab es schließlich.

Seltsamerweise verspürte der Mann keine Angst. Er wußte genau, daß diese Person zwar zurückgekommen war, ihm aber nichts Übles wollte. Sie stand ihm neutral gegenüber. Zwar atmete sie einen unheimlichen Hauch aus, er spürte auch weiterhin Kälte, aber es war nicht der Eindruck, dicht an der Schwelle des Todes zu stehen, wobei ein kleiner Schritt ausreichte, um diese Linie zu überschreiten.

Rita Reinold stand in der Zelle.

Oder schwebte sie über dem glatten Boden? Jochem ging von der letzten Vermutung aus, wenn er daran dachte, was man sich für Geschichten erzählte, in denen Geister vorkamen.

Die Fratze hinter der unheimlichen Totenbraut zuckte. Nur das große Maul bewegte sich dabei, alles andere blieb innerhalb des Gesichts starr wie getrocknete Erde. Die Arme hatte die Person zu beiden Seiten des Körpers nach unten hängen, und Franz Jochem hörte ein zischendes Geräusch. Sekunden später fiel ihm ein, daß er es gewesen war, der dieses Geräusch abgegeben hatte. Er konnte nicht mehr normal atmen, er hatte Luft durch die Zahnlücken geholt.

Und dann ging er zurück.

Zitternd und schleichend der erste Schritt. Wieder heftig atmend.

Er hatte sogar vor, ihr eine Frage zu stellen, das aber brachte er nicht fertig.

Plötzlich drehte er sich um. Franz Jochem spürte in seinem Rücken die Kälte wie einen plötzlichen Schlag. Vor seinen Augen tanzte die enge Welt. Da bewegten sich die Wände, als wollten sie auf ihn zukommen und ihn erdrücken. Im Magen lag ein nie gekannter Druck.

Steine und Knetgummi schienen miteinander vermengt worden zu sein. Obwohl ihm diese Erscheinung nichts getan hatte, konnte er nicht länger bleiben und sie einfach nur anstarren. Das war zuviel für ihn. Da drehte sich die Welt, sie war auf den Kopf gestellt worden.

Er wollte, er mußte weg. Dieser Ort des Todes war zu einer Stelle des Schreckens geworden. In dieser Zelle waren zu viele Menschen auf schreckliche Art und Weise ums Leben gekommen. Hier wollte und konnte er keine Sekunde länger bleiben.

Er rannte. Seine alten Beine bewegten sich, trotzdem hatte Franz Jochem das Gefühl, nicht von der Stelle zu kommen. Daß er dieses Haus dennoch verlassen konnte, darüber wunderte er sich selbst. Er schwankte hinaus ins Freie, wo die Luft kalt war und vor seinen Lippen kondensierte. Das Wetter spielte verrückt. Der Kälteeinbruch Anfang April hatte nicht nur Regen, sondern auch Schnee gebracht, und nicht weit von ihm entfernt sah er ihn auf den Hängen kleben.

Wie ein Betrunkener taumelte er über den schmalen Weg. Franz Jochem fuhr noch immer seinen alten Trabant mit den abgefahrenen Reifen. Er hatte ihn abseits der normalen Straße geparkt, obwohl sie

auch sehr einsam lag, denn in diese Gegend verirrte sich kaum jemand.

Er erreichte seinen grauen Trabbi mit weichen Knien und dem Gefühl im Bauch, etwas Schreckliches in Bewegung gebracht zu haben.

Franz Jochem stützte sich an der Karosserie ab. In seinem Gesicht zuckte es. Er wußte selbst nicht, weshalb ihm die Tränen über die schlaffe Gesichtshaut liefen, es war einfach so.

Abgeschlossen hatte er die Tür nicht. Er riß den Wagenschlag auf und kroch hinter das Steuer. Dabei kam er sich vor wie ein Roboter, der alles verlernt hatte, auch das Autofahren.

Jochem schlug die Hände vor sein Gesicht. Er wollte an nichts mehr erinnert werden und nichts mehr sehen.

Dennoch sah er etwas.

Immer wieder erschien die Gestalt der Rita Reinold.

Die lächelte ihn mit ihrem starren Gesicht an.

Es war das Lächeln des Todes…

***

»Noch ein Bier, Kommissar?«

Harry Stahl lächelte versonnen, als er die Stimme des Wirtes hörte.

»Du weißt doch, Erich, daß ich kein Kommissar mehr bin.«

»Für mich bleiben Sie das.«

»Ach ja?« Harry lachte. »Das ist nett, aber sagen Sie das mal den Leuten die mich degradiert oder suspendiert haben.«

»Das sind Arschlöcher!« Der Wirt stellte Harry ein frisch gezapftes Pils auf die Theke. »Geht auf meine Rechnung, Kommissar. Ich kann nicht mit ansehen, wenn ein Mann wie Sie vor die Hunde geht.«

Harry schaute über den Schaumrand hinweg. »Gehe ich wirklich vor die Hunde?«

Erich räusperte sich und wand sich. Er war ein Mann jenseits der Fünfzig und hatte in seinem Leben schon einiges durchgemacht. Er hatte zu damaligen Zeiten wegen seiner großen Klappe des öfteren Schwierigkeiten gekriegt, aber er hatte sich nie den Mund verbieten lassen, und nach der sogenannten Wende erst recht nicht. Sein Haar trug er streichholzkurz. Es paßte zu seinem etwas eckigem Gesicht mit dem schmalen Mund. »Ja, Kommissar, das ist doch kein Job für Sie, will ich mal so sagen.«

»Wieso?«

An diesem Morgen war in der Kneipe nicht viel los. Außer Harry Stahl bevölkerten nur noch drei weitere Gäste den Raum. Sie saßen an einem Tisch zusammen und tranken Kaffee. Zwei von ihnen sahen aus wie Vertreter, die von verschiedenen Seiten auf den dritten einredeten.

»Ich warte noch immer auf Antwort, Erich.«

»Soll ich ehrlich sein?«
»Das waren Sie doch immer.«
»Ist gut, Kommissar. Früher, da waren Sie noch agil. Da hat Ihnen niemand etwas vormachen können. Heute aber sieht das anders aus. Da sind Sie, ja, da sind Sie…«, er hob die Schultern. »Ich weiß auch nicht, wie Sie sind.«
»Reden Sie ruhig.«
»Nun ja, Sie sind ein Mann, der viel von seiner Energie verloren hat. Sie ist einfach verpufft. Sie strahlte in die Luft, sie wurde von ihr aufgesaugt, sie ist… nun ja, sie ist weg.«
Harry hob die Schultern. »Was soll ich dazu sagen?«
»Habe ich recht?«
»Vielleicht sehen Sie das nur so, Erich.«
»Glaube ich nicht. Ich kenne Sie lange genug. Man hat Sie beschissen, Kommissar«
»Immerhin habe ich jetzt die Lizenz bekommen, um den Beruf des Privatdetektivs ausüben zu können.«
Der Wirt winkte ab. »Was ist das denn?«
»Sagen Sie das nicht so abfällig.« Harry trank einen Schluck Bier und wischte sich den Schaum von den Lippen.
»Ich sage es so, wie ich es meine, Kommissar. Ist das denn ein Leben für Sie? Irgendwelchen Typen nachlaufen, um herauszufinden, ob sie treu oder untreu sind? Das glaube ich nicht, das können Sie mir nicht erzählen.« Er winkte einige Male ab. »Wenn Sie trotzdem behaupten, daß Sie sich wohl fühlen, fange ich damit an, an meiner Menschenkenntnis zu zweifeln. Das meine ich.«
Harry trank noch einen Schluck. Mit der freien Hand fuhr er durch sein dichtes Haar. Dabei stellte er fest, daß er mal wieder zum Friseur mußte. Er hatte nicht die richtige Lust. Er hatte überhaupt keine Lust mehr. Alles war so beschissen geworden. Im Prinzip stimmte er Erich zu. Es sah nicht gut aus, und es machte auch keinen positiven Eindruck, wenn er schon am Vormittag in der Kneipe hing und Bier trank. Und warum hockte er hier am Tresen?
Die Antwort war leicht. Es gab nicht mal einen Fall, an dem er sich hätte hochziehen können. Er brauchte keinem untreuen Ehemann oder keiner untreuen Ehefrau hinterherzulaufen. Momentan war er arbeitslos, und seine Rücklagen reichten nur für zwei, höchstens drei Monate. Seine Miete sollte erhöht werden, um mindestens ein Drittel, denn Leipzig boomte. In keiner Stadt Europas wurde soviel gebaut wie hier. Auch der Wirt hatte mitgemacht und seiner Kneipe eine neue Einrichtung spendiert. Die Kneipe lag im Zentrum. Am Abend war sie stets gut besucht, denn die in den nahen Hotels wohnenden Gäste wollten hin und wieder einen Schluck zur Brust nehmen.
Um Harrys Lippen hatte sich ein verlorenes Lächeln gelegt. »Im

Prinzip haben Sie schon recht. Es ist mir mal besser gegangen.«
»Das wußte ich doch.«
Stahl drehte sein Bierglas. »Das Leben besteht nun nicht mal aus einer geraden Strecke. Es geht den Hügel hoch, es geht ihn wieder hinab. Irgendwo findet man immer einen Ausgleich.«
Erich lächelte. »Toll, daß Sie Ihren Optimismus noch nicht verloren haben, Kommissar.«
Auch Stahl lächelte. »Der kostet bekanntlich nichts.«
»Da haben Sie recht.«
Die drei Männer am Tisch wollten Schnaps trinken. Sie bestellten drei doppelte Klare. Erich hatte zu tun, und Harry Stahl schaute in sein halbvolles Bierglas und anschließend auf den viereckigen Deckel, wo sich schon zwei Striche abzeichneten.
Er hatte die Stirn in Falten gelegt. Frühere Zeiten fielen ihm ein, die Monate nach der Wende, als er einen Mann namens John Sinclair kennengelernt hatte. Er war so etwas wie ein Geisterjäger, angestellt bei Scotland Yard, und beide Männer waren zu Freunden geworden. Aber John hatte ihm auch nicht gegen die verbohrte deutsche Justiz helfen können. Da hatte man nicht akzeptiert, was tatsächlich geschehen war und den Kommissar wegen eines nicht geklärten und von ihm verschuldeten Todesfall suspendiert. Sinclair wußte, wie er sich durchs Leben schlug. Er hatte ihm auch seine Unterstüzung angeboten, die aber hatte Harry abgelehnt. Er wollte allein zurechtkommen und beklagte sich auch nicht, denn es gab viele Menschen, denen es schlechter ging. Auch in einem Land wie dem reichen Germany, wo die Armut fast täglich zunahm, was auch immer in den Zeitungen zu lesen war.
»So nachdenklich?« fragte Erich, der wieder zurückgekehrt war und hinter der Theke Gläser spülte.
»Es geht.«
»Darf ich Sie mal was fragen, Kommissar?«
Harry schaute hoch. »Bitte.«
Erich trocknete seine Hände ab und kam näher. »Es ist doch so, und ich bin auch nicht taub. Ich hörte, daß Sie damals einen besonderen Job gehabt haben.«
»Was meinen Sie mit damals?«
»Nicht zur Zeit der DDR. Später, als Ost und West zusammenkamen. Sie waren nicht bei der Stasi, und man hat Sie sogar mit besonderen Aufgaben betraut.«
Harry grinste schief. »Mit welchen denn?«
»Das weiß ich auch nicht. Darüber gibt es nur Gerüchte. Man sagte jedenfalls, daß Sie… nun ja, daß Sie einer besonderen Arbeit nachgegangen sind und nicht nur Verbrecher gejagt haben.«
»Was dann?«

»Nun ja, andere.«
Stahl hob die Schultern.
Der Wirt sprach noch leiser. »Geister oder so…«
Jetzt war es heraus. »Geister?« murmelte der ehemalige Kommissar, »kann man die denn überhaupt jagen?«
»Das habe ich Sie gefragt.«
Harry winkte ab. »Gerüchte, Erich, das sind alles nur Gerüchte. Die Wirklichkeit sah anders aus.«
Die drei anderen Gäste wollten zahlen und riefen es quer durch die Kneipe. Erich ging zu ihnen. Harry blieb zurück. Er mochte es nicht, wenn die Sprache auf dieses Thema kam. Das waren Dinge, die rational nicht erklärt werden konnten.
Um sie zu akzeptieren oder zu begreifen, mußte man schon ein großes Herz haben. Der Verstand konnte da ruhig ausgeschaltet werden. Harry Stahl sprach nicht gern über diese Fälle, und er würde auch Erich nichts sagen.
Ein kalter Lufthauch lenkte ihn ab. Er strich über Harrys Gesicht und zwang ihn, den Kopf zu drehen.
Stahl blickte zur Tür.
Genau in diesem Moment wußte er, daß sich einiges für ihn ändern würde…

***

Vor der Tür stand ein Mann. Ein Gast? Nein, das war kein Gast.
Man sah es einem Menschen an, ob er als Gast in eine Kneipe kam oder in einer offiziellen Mission. Dieser hier sah nicht aus wie ein normaler Gast, der wirkte verdammt offiziell, und er traf auch keinerlei Anstalten, dies zu verbergen.
Er sah aus wie ein Beamter der besonderen Art. Er trug einen langen Mantel aus Wildleder, den er korrekt zugeknöpft hatte. Auf seinem Kopf saß ein Hut, den er jetzt – nach dem Eintritt – mit einer etwas erhaben wirkenden Geste abnahm, ihn aber in der rechten Hand behielt und sich im Lokal umschaute.
Viel gab es für ihn nicht zu sehen. Er streifte die drei Männer und den Wirt nur mit einem flüchtigen Blick, um sich dann auf den ehemaligen Kommissar zu konzentrieren.
Harry sagte nichts.
Er hatte sich etwas gedreht, um die Tür besser sehen zu können und natürlich den Mann. Langsam kam er näher, so daß Harry Muße genug hatte, ihn zu betrachten. Unter dem Mantel trug er eine Kombination. Helle Jacke, dunkle Hose, ein Streifenhemd, eine Krawatte. Sein Gesicht war ebenso glatt wie die braunen Haare, die er gescheitelt hatte. Sie lagen dicht über seinen großen Ohren auf, und in seinem ovalen Gesicht zeigte sich das schmale Lächeln erst dann, als

er dicht vor dem Detektiv stehenblieb.
»Harry Stahl?«
»Ja.«
»Mein Name ist Schmidt.«
»Wie nett.«
Eine Falte erschien auf der Stirn des Ankömmlings. Ob es wegen der Antwort geschah oder nur deswegen, weil Harry einen Schluck getrunken hatte, konnte er nicht sagen, aber dieser Schmidt schaute sich um, als würde es ihm an der Theke nicht gefallen, und Harry dachte nicht daran, ihm den kleinen Finger zu reichen. Er wartete so lange ab, bis dieser Schmidt, dessen Name sicherlich falsch war, mit der Sprache herausrückte.
Das geschah sehr bald. »Könnten wir uns unterhalten?«
»Wenn Sie wollen.« Harry deutete auf einen Hocker, aber der neue Gast schüttelte den Kopf.
»Wie wäre es, wenn wir uns an einen der leeren Tische setzen?«
»Warum?«
»Dort haben wir mehr Ruhe.«
»Es geht also um einen Auftrag, nehme ich an.« Schmidt gab die Antwort zögernd. »Wenn Sie es so wollen, Herr Stahl, haben Sie recht.«
»Anhören kostet ja nichts.« Harry rutschte vom Hocker und nahm sein Glas mit. Erich beobachtete die beiden Männer, wie sie quer durch den Raum gingen und an einem Tisch in der Ecke Platz nahmen. Schmidt bestellte Kaffee, Harry ebenfalls. Der neue Gast zog den Mantel nicht aus, legte nur seinen dunklen Hut auf einen freien Stuhl und schaute Harry an.
»Ist was?«
»Sie sehen nicht eben fröhlich aus, Kommissar.«
Stahl stutzte. »Was haben Sie da gesagt? Kommissar? Das war ich mal, das bin ich nicht mehr.«
»Ist mir bekannt.«
»Sie kennen wohl noch mehr, nehme ich an.«
»Das will ich nicht leugnen.«
»Und wer sind Sie?«
»Einfach Schmidt. Gregor Schmidt.«
Harry schob sein Glas zur Seite. Er mußte jetzt genau achtgeben und konnte es sich nicht leisten, auch nur leicht angetrunken zu sein. »Der sicherlich auch einen Arbeitgeber hat.«
»Stimmt.«
»Wer ist es?«
Schmidt legte beide Hände auf den Tisch. »Jemand, der etwas Einfluß hat.«
»Aha. Der Staat?«

»So könnte man es sagen.«
»Geheimdienst?«
»Nun ja, nicht direkt, aber das ist irgendwie auch unwichtig. Jedenfalls hat mein Arbeitgeber Einfluß, und man hat mir von ihrem Schicksal berichtet.«
Stahl konnte ein schiefes Lächeln nicht unterdrücken. »Schicksal ist gut, das hat noch niemand zu mir gesagt. Es hört sich so endgültig an, wissen Sie.«
»Das sollte es aber nicht sein.«
Harry schwieg. Er lauschte dem Zischen der Kaffeemaschine und wußte, daß Erich bald die Getränke bringen würde. Harry wartete darauf, daß Schmidt mit dem Vorschlag einer großen Chance herausrücken würde, aber er dachte nicht daran, ihn zu fragen.
Erich brachte den Kaffee, schaute beide Männer scharf an und verzog sich wieder hinter die Theke. Die drei anderen Gäste hatten gezahlt und verließen die Kneipe.
Harry probierte den Kaffee. Er war in Ordnung. Als er die Tasse wieder abstellte, sagte er: »Sie haben, nehme ich mal an, gewisse Probleme, Herr Schmidt.«
»Wie kommen Sie darauf?«
»Sonst würden Sie hier nicht sitzen und das Gespräch mit mir suchen. Mit einem ausgemusterten Kommissar, der versucht, sich als Privatdetektiv durchs Leben zu schlagen. Ich sage Ihnen das so deutlich, weil ich davon ausgehe, daß mich Ihr Arbeitgeber einigermaßen durchleuchtet hat.«
»Das kann ich nicht bestreiten.«
»Schön, dann brauchen wir uns nichts vorzumachen.«
»Sicherlich nicht.« Auch Gregor Schmidt trank Kaffee, nickte und lehnte sich zurück. Dann fragte er: »Was halten Sie eigentlich von einer Chance, Herr Stahl?«
»Chance?«
»Ja, eine Chance, eine Möglichkeit, wie auch immer. Etwas, das Sie aufbaut.«
Stahl lachte leise. »Die wollen Sie mir geben? Ausgerechnet Sie?«
»Nein, nicht ich persönlich.«
»Aha, der nette Staat, der mich vor mehr als einem Jahr in den Arsch getreten hat.«
Schmidt wiegte den Kopf. »So dürfen Sie das nicht sehen. Ich habe mir die Unterlagen genau angeschaut. Der Staat hat eben nicht anders handeln können. So waren und so sind nun mal die Gesetze. Er hat sich daran halten müssen.«
Harry winkte ab. »Sie werden sich denken können, daß ich dar über eine andere Meinung habe. Aber lassen wir das, kommen Sie lieber zum eigentlichen Thema.«

»Gern.« Schmidt schob die Tasse etwas zur Seite. »Wie ich Ihnen schon sagte, man hat mich beauftragt, Sie davon zu unterrichten, daß man Ihnen eine Chance geben möchte.«

»Was weiter?«

»Nutzen Sie diese Chance, Herr Stahl. Es ist so am besten für Sie. Das rate ich Ihnen.«

»Aber auch für Sie.«

»Natürlich. Es wird eine Arbeit auf Gegenseitigkeit sein, sage ich mal.«

»Sie kommen also nicht weiter!«

Harry war immer ein Mann der klaren Worte gewesen, und das änderte sich auch jetzt nicht. Er wollte Nägel mit Köpfen machen. Wenn sich ein Vertreter des Staates schon herabließ, ihn zu besuchen, dann steckten sie in der Klemme, das stand fest. Dann hatten sie ihre Möglichkeiten ausgeschöpft, und Harry war gespannt darauf, wie weit dieser Schmidt gehen würde. Er schätzte, daß er mit gewissen Vollmachten ausgerüstet war, und deshalb preschte Harry schon vor.

»Was ist also für mich drin? Oder anders gefragt: Was springt für mich dabei heraus?«

»Meinen Sie finanziell?«

»Nicht unbedingt.«

»Darüber machen Sie sich keine Sorgen. Ich werde Ihnen gleich viertausend Mark geben, gewissermaßen als Spesen und…«

»Stopp«, sagte der ehemalige Kommissar. »So habe ich das nicht gemeint. Ich dachte an einen Bonus der nicht finanziellen Art, wenn Sie verstehen?«

Schmidt trank Kaffee. Er mußte nachdenken. Aber er kam zur Sache. »Denken Sie an Ihre Rehabilitierung?«

»Volltreffer.«

»Nun ja.« Schmidt krauste die Stirn. Bei Harry erhöhte sich die Spannung. Er war gespannt darauf, wie sich dieser Mann aus der Affäre ziehen würde. »Darüber wurde auch gesprochen, Herr Stahl.«

»Sehr gut. Was war das Ergebnis?«

Schmidt bewegte seine Hände etwas hektisch. »Ich will mit offenen Karten spielen, Herr Stahl. Zu einem konkreten Ergebnis ist man noch nicht gekommen.«

»So ist das…«

Schmidt hatte bemerkt, daß das dem Mann nicht paßte. Er streckte seinen Arm über den Tisch. »Nun machen Sie mal nicht gleich die Pferde scheu, Herr Stahl. Es gibt sicherlich einen Konsens zwischen Ihnen und mir. Das müssen Sie mir glauben.«

»Ich glaube ungern etwas. Ich weiß lieber gewisse Dinge.«

»Sie stehen noch nicht fest.«

»Dann klären Sie die Verhältnisse. Ich sehe Ihnen an, daß Sie in der

Zwickmühle sitzen. Sie brauchen mich, sonst hätte sich nicht ein Mensch wie Sie dazu herabgelassen, mich zu besuchen. Sie wollen etwas von mir. Ich soll Ihnen helfen. Möglicherweise bin ich dazu bereit, wenn der Preis stimmt. Was Ihre viertausend Mark angeht, so können Sie das Geld vergessen. Mir geht es um andere Dinge, um ganz andere. Ich lasse mir nicht gern meine Ehre nehmen, denn nicht nur ich weiß, daß ich unschuldig bin. Es gibt einen Freund in London, der ebenfalls davon überzeugt ist, und dieser Mann ist nicht irgendwer, sondern ein Kollege, ein ehemaliger.«

»John Sinclair.«

»Bravo, Sie sind gut informiert.«

»Wir sind ja auch bereit, alles noch einmal zu überdenken, wenn Sie uns jetzt helfen.«

»Geben Sie mir das schriftlich?«

»Das kann ich nicht!«

Harry schüttelte den Kopf. »Dann ist mit mir nichts zu machen. Ich lebe nicht in der Gosse. Ich brauche Ihre Brosamen nicht. Sie können es sich überlegen.« Harry schaute auf die Uhr. »Sagen wir so. Ich bin heute abend in meiner Wohnung. Sie können gegen neunzehn Uhr dort erscheinen und mir ihre Bedingungen offenlegen. Sollten Sie mir gefallen, steige ich ein. Ansonsten vergessen Sie mich, Herr Schmidt.«

Der Mann überlegte. »Sie sind ein verflucht harter Knochen, Herr Stahl.«

»Das hat man mir früher auch schon nachgesagt.«

Schmidt leerte seine Tasse und stellte sie hörbar ab. »Also gut«, sagte er, »ich werde mich bemühen und versuche, gegen neunzehn Uhr bei Ihnen zu sein.«

»Das ist nett.«

Gregor Schmidt winkte dem Wirt zu. Er zahlte auch Harrys Kaffee mit, stand auf, nahm seinen Hut und ging zur Tür. Der Wirt war neben Harry stehengeblieben. »Himmel, Kommissar, wer ist das denn gewesen?«

Stahl grinste. »Möglicherweise meine Chance. Möglicherweise seine Chance.«

»Tatsächlich?« Erich schaute staunend auf den Kopf des ehemaligen Kommissars herab.

»Ja, mein Lieber. Noch ist nichts entschieden. Ich denke, daß der Abend sehr interessant werden wird.« Harry erhob sich und schlug dem Wirt auf die Schulter. »Jetzt brauche ich auch einen Schnaps, aber einen Doppelten, und ich möchte, daß Sie einen mittrinken.«

Erich lachte. »Wenn das so ist, sage ich natürlich nicht nein.«

Beide gingen zur Theke. Harry versonnen lächelnd. Zum erstenmal seit langer Zeit hatte er das Gefühl, daß es wieder aufwärts ging…

***

Egon Kraft war ein Mensch, der schon mit dreißig Jahren eine Glatze zur Schau getragen hatte. Nicht weil es ihm Spaß gemacht hätte, gegen seinen Haarausfall hatte es kein Mittel gegeben. Zuerst war er sauer darüber gewesen, hatte sich über die Hänseleien seiner Kollegen geärgert, doch später war die Glatze zu seinem Markenzeichen geworden, denn da wurde er nur die »Glatze« genannt.

Dieser Name hatte im Zuchthaus einen Ruf wie Donnerhall gehabt. Egon Kraft war der eigentliche Chef im Haus X gewesen, zumindest was den Bunker anging. Dort hatte er geherrscht. Da gab es nur sein Gesetz, und nach seinen Befehlen richtete sich jeder.

Kraft war ein launischer Mensch. Auch schon damals war das so gewesen. Oft hatte er schlechte Laune, und die hatte er dann an den Gefangenen ausgelassen. Auf sein Konto gingen einige der Todesfälle, was ihn aber nicht weiter gestört hatte. Diese Leute waren Staatsfeinde gewesen, und er hatte sie so behandeln müssen.

Egon war zu einem Synonym des Schreckens geworden, und er hatte es wahrlich ausgekostet, besonders bei den Frauen. Was er mit ihnen gemacht und was er ihnen angetan hatte, darüber wurde geschwiegen. Man wagte nicht einmal das Thema flüsternd anzuschneiden.

Dann war die Wende gekommen, und auch für einen Menschen wie Egon Kraft waren neue Zeiten angebrochen. Er wußte, was ihm blühte, wenn seine Taten ans Tageslicht kamen, aber er hatte Glück gehabt. Es war ihm gelungen, sich abzusetzen. Die Scheidung hatte seine Frau schon länger eingereicht gehabt, und Kraft lebte allein.

Er fand einen neuen Job. Eine Arbeit, die gar nichts mit der vorherigen zu tun hatte. Er war Auslieferungsfahrer für einen Blumengroßhändler geworden. Einen Mann, den Kraft noch von früher her kannte und der als perfekter Wendehals bezeichnet werden konnte.

Er hatte es verstanden, sich aus allem herauszuwinden, sogar die Treuhand war ihm auf den Leim gegangen, aber er wußte auch, daß es Menschen gab, die einiges von ihm wußten. Um diese Menschen an sich zu binden, hatte er sie in seinem Geschäft eingestellt. Dazu gehört auch Egon Kraft, der natürlich froh gewesen war, Geld verdienen zu können.

Sogar eine Wohnung hatte ihm sein Chef besorgt. Eine Bruchbude in einem alten Haus, dessen Besitzverhältnisse mittlerweile geklärt waren, so daß in diesem Jahr mit der Renovierung begonnen werden konnte.

Zwei Zimmer bewohnte Kraft. Ein Bad gehörte nicht dazu, die Toilette befand sich ebenfalls nicht in der Wohnung, sondern im Flur, aber das war Kraft gewohnt.

Er hatte sich auch mit der Fahrerei abgefunden, und sein Chef konnte über ihn nicht klagen. Im Gegenteil, er wollte Kraft sehr bald einen

neuen Job in der Zentrale geben, da hatte der Leuteschinder von früher wieder etwas zu sagen.

Die Glatze lebte allein. Zu seiner ehemaligen Frau pflegte er keinen Kontakt mehr. Sie hatte sich sowieso in den Westen aufgemacht, wo Verwandte von ihr lebten. Kinder waren aus dieser Ehe nicht hervorgegangen, und Kraft war auch froh, daß er von seiner ehemaligen Frau nichts mehr hörte. Sie wußte etwas zuviel.

Außerdem gab es andere Frauen, die zu ihm ins Bett stiegen. Kneipenbekanntschaften, frustrierte weibliche Wesen, deren Männer sich aus dem Staub gemacht hatten.

An diesem Abend war Egon allein in seiner Wohnung. Er hatte ziemlich spät Feierabend gemacht und fühlte sich kaputt. Das kalte Wetter hatte einen Teil der Straßen glatt werden lassen, und so hatte er sehr vorsichtig und konzentriert fahren müssen, um nicht im Graben zu landen.

Er wollte seine Ruhe haben, in die Glotze schauen und sich einen Schluck gönnen.

Um möglichst viele Programme zu bekommen, hatte er sich eine Schüssel besorgt. In einem verstellbaren Fernsehsessel hockte er, die Fernbedienung in der Hand, zappte die Programme durch und schaute nie länger als eine Minute in ein Programm.

Nichts gefiel ihm so richtig.

Neben dem Sessel stand ein bis zur Hälfte mit Wasser gefüllter Eimer. Über seinen Rand hinweg ragten die Hälse dreier Bierflaschen.

Er würde sie im Laufe des Abends noch leeren.

Es dämmerte. Der Wind kam auf. Er heulte um die Ecken des alten Ziegelsteinbaus und drang auch durch die Ritzen der Fenster, denn in diesem Haus schloß nichts optimal.

Es machte Kraft nichts aus, er war Kummer gewohnt. Seine Möbel hatte er sich auf dem Trödelmarkt besorgt, bis auf den Sessel, der war neu.

Der alte Ofen schaffte es nicht, beide Buden zu heizen. Hier gewann die Kälte, die so untypisch für den Frühling war.

Der Raum hinter seinem Rücken war das Schlafzimmer. Dort stand ein altes Bett und ein ebenso alter Schrank. Beides ziemlich klapprig, aber bisher hatte es gehalten.

Aus dem Schlafzimmer drang Kälte!

Egon Kraft fror. Sie war ihm vorher nicht so aufgefallen. Später, als er still saß und sich auf eine Serie konzentrierte, merkte er, daß etwas nicht stimmte, denn diese Kälte war nicht normal.

Eigentlich hätte er aufstehen und nachsehen müssen. Dazu war er zu faul. Kraft blieb sitzen und wartete ab.

Die Kälte blieb.

Er versuchte auch, sie zu erklären und kam zu dem Entschluß, daß

sie wie ein feuchter Lappen war, der von unsichtbaren Händen gehalten wurde und durch sein Gesicht strich, wobei ein Teil dieser Kälte an seiner Haut kleben blieb.

Tief atmete er ein, dann aus. Obwohl es nicht möglich war, beobachtete er seinen ausströmenden Atem und hatte den Eindruck, als würde dieser vor seinen Lippen kondensieren.

Konnte das sein? War es tatsächlich so kalt im Raum geworden, obwohl der Ofen Wärme abgab?

Jemand tippte ihm auf die rechte Schulter!

Eine kurze Berührung nur, mehr nicht, aber der Mann im Sessel schrak zusammen. Durch seinen Kopf zuckte kein Blitzstrahl oder wie immer man es nennen sollte, er dachte nur daran, daß es nicht sein konnte, daß ihm jemand auf die Schulter getippt hatte. Er war allein in der Wohnung und hatte die Eingangstür verriegelt.

Und doch hatte er sich die Berührung nicht eingebildet.

Kraft spürte den kalten Schauer auf seinem Rücken und wäre am liebsten in seinen Sessel gekrochen, was aber nicht möglich war. So blieb er starr sitzen und wagte nicht, seinen Kopf zu drehen. Sogar auf der Glatze zeichnete sich die Gänsehaut ab.

Er wartete.

Das Programm interessierte ihn nicht mehr. Er stellte auch den Ton leiser. Vielleicht deshalb war es ihm auch möglich gewesen, die hauchdünne und sehr zarte Stimme zu hören, die seinen Namen rief.

»Egon…«

Nur nicht bewegen, nicht rühren. Das bilde ich mir ein, das ist einfach nicht wahr.

Die Kälte nahm zu. Von der rechten Seite schlich sie an den Mann heran und fiel über sein Gesicht. Kraft konnte sich diese Tatsache nicht erklären, er wollte sich auch nicht umdrehen, weil er Furcht davor hatte, irgend etwas Schreckliches zu sehen.

Hatte man tatsächlich seinen Namen gerufen?

Nervös leckte er über seine Lippen. Er schluckte, obwohl es nichts zu schlucken gab. Er fragte sich, warum seine Augen plötzlich brannten, als hätte jemand Säure hineingetropft. Warum schlug sein Herz schneller als gewöhnlich?

»Egon… ich bin es …«

Da war die Stimme wieder. Leise, nur ein Hauch, auch neutral. Er wußte nicht, ob ein Mann oder eine Frau gesprochen hatte, und er wußte auch nicht, ob er die Stimme nun gehört oder sie sich nur eingebildet hatte.

»Steh auf!«

Dieser Befehl war nicht zu überhören gewesen. Er war auch bereit, sich in die Höhe zu schnellen, aber die Ereignisse machten es ihm unmöglich, denn was er in den folgenden Sekunden zu sehen bekam,

das konnte und durfte nicht sein.

Von der rechten Seite her hatte sich eine Gestalt so weit vorgeschoben, bis sie vor ihm stand und ihn anschauen konnte. Eine Gestalt schon, aber noch mehr?

Ein Mensch, ein Geist, ein weißer Schatten, ein… ein … – bei ihm versiegten die Gedanken. Jedenfalls war dieses Wesen eine Erscheinung, mit der er nicht zurechtkam. Es hatte einen Körper, war trotzdem durchscheinend und wirkte dabei wie aus dem Jenseits zurückgekehrt. Es war einfach für ihn ungeheuerlich und nicht zu fassen.

Das konnte… das konnte doch kein lebendiges Wesen sein.

Aber es war eine Frau.

Lange Haare, viel dunkler als das totenhemdähnliche Kleid, das ihr bis zu den Knöcheln reichte. Ein schmales Gesicht mit schrägen Augen, deren Pupillen grünlich leuchteten.

Grüne Pupillen!

Nicht viele Frauen hatten diese Augenfarbe. Und genau diese Farbe war es, die in seinem Inneren so etwas wie eine Erinnerung hervorsteigen ließen. Erinnerungen an alte Zeiten, die für ihn toll, für andere aber die Hölle gewesen waren.

Grüne Augen.

Er hatte eine Person mit grünen Augen gekannt.

Eine Frau – Rita Reinold. Plötzlich fiel ihm auch der Name wieder ein. Diese Erinnerung war dermaßen stark, daß er, obwohl er es eigentlich nicht wollte, den Namen aussprach.

Sehr leise zwar, aber die Person hatte ihn gehört, denn sie deutete ein Nicken an.

»Du… du … bist Rita Reinold?«

Wieder die Andeutung des Nickens.

Egon Kraft hockte auf seinem Stuhl, die Hände so stark um die Lehnen gekrampft, daß ihm die Finger schon schmerzten, und er wünschte sich, weit weg zu sein. Dieser Wunsch wurde ihm nicht erfüllt, statt dessen stand diese Frau vor ihm. Es war die letzte, die vor der Auflösung des Hauses gestorben war. Er selbst hatte dabei Hand angelegt. Die Elektroschocks waren zu stark gewesen. Als hätte die Erscheinung seine Gedanken erraten, bewegte sie den Kopf, so daß die Haare zur Seite folgen und die gesamte Breite der Stirn für einen Moment freilag.

Zwei dunkle Flecken starrte der Mann an. Er wußte auch, woher sie stammten, denn dort hatte er höchstpersönlich die Kontakte für den Strom angebracht.

»Du mußt tot sein!« hauchte er und erschauderte abermals unter dieser klammen Kälte.

»Ich bin auch tot.«

»Dann geh.« Kraft schloß die Augen. Er dachte an einen Alptraum, denn er mußte zugeben, daß er nach seinen schlimmen Taten des öfteren von Alpträumen verfolgt worden war. »Geh und komm nicht mehr zurück. Ich will nicht träumen.«

»Du träumst auch nicht. Egon.« Er öffnete die Augen. Der Spuk war nicht verschwunden. Er hatte nur seinen Standort gewechselt, hielt sich dicht vor ihm auf, so daß ihn Kraft anschauen konnte.

Rita lächelte.

Es war das wissende Lächeln einer Person, der genau bekannt war, wie es weitergehen würde. Rita hatte ihren Plan, und sie würde auf keinen Fall davon zurückweichen.

Egon Kraft spürte genau, daß in seinem Innern etwas zusammenbrach. Es war seine angeborene Härte, auf die er stets stolz gewesen war, und nach diesem Zusammenbruch drängte sich etwas anders in ihm hinein, daß ihn nicht aus den Klauen ließ. Angst!

Eine kalte und heiße Angst zugleich. Das Gefühl, dem Tod ganz nahe zu stehen oder einer furchtbaren Bestrafung, die ebenso schlimm war wie der Tod.

»Was willst du?« Kraft wunderte sich darüber, daß er noch sprechen konnte.

»Ich will Rache.«

»Für dich?«

»Ja. Und ich werde mich an dir rächen. Ich habe nichts vergessen, gar nichts, mein Freund. Ich will Rache, und ich werde sie mir holen. Du weißt bis heute nicht, wie ich in deiner Zelle gelitten habe.«

Sie sprach, ohne die Lippen dabei zu bewegen. »Aber du wirst an diesem Abend noch erleben, wie es ist, wenn ein Mensch leidet und dabei vor Todesangst kaum noch denken kann.«

Kraft hatte alles verstanden. Er wollte auch eine Antwort geben, da aber beugte sich Rita vor, und für den Mann begann eine Zeit, wie er sie sich in seinen schlimmsten Phantasien nicht hätte ausmalen können…

***

An diesem Nachmittag, hatte Sir James Suko und mich in sein Büro gebeten, weil er wollte, daß wir einem Telefongespräch zuhören sollten.

»Warum das?« hatte ich gefragt.

»Mich wird jemand aus Germany anrufen.«

»Und wer?«

»Irgendein hohes Tier vom Nachrichtendienst.«

»Mir schwant Böses«, sagte Suko.

»Weshalb«

»Nachrichtendienste haben einen schlechten Geruch bei John und

mir hinterlassen.«

Da konnte ich meinem Freund und Kollegen nur zustimmen. Sir James aber ging darauf nicht ein, er fragte mich nach meiner Hand und ob damit alles in Ordnung wäre.

»Sehen Sie selbst, Sir.« Ich streckte sie ihm entgegen, und er schaute sie genau an.

Da war nichts mehr von einem Fluch zu sehen. Kein Gesicht eines alten Mannes, der mich verflucht und dabei in so große Schwierigkeiten gebracht hatte.

»Gut sieht sie aus. Es ist also vorbei mit diesem unseligen Fluch, John?«

»Das will ich doch hoffen.«

Sir James ließ nicht locker. »Obwohl dieser Zacharias noch lebt?«

»Leider oder Gott sei Dank. Ich weiß nicht, wie ich es sehen soll. Jedenfalls habe ich keine Legende zerstört.«

»Ist immerhin auch ein Erfolg.« Er sagte es so, als würde er selbst nicht so recht daran glauben. Außerdem konnte er über dieses Thema nicht mehr reden, denn das Telefon auf seinem Schreibtisch meldete sich mit einem Tuten. »Das muß das Gespräch sein.«

Suko und ich atmeten auf und warteten ab. Wir saßen auf den Besucherstühlen und hörten zu. Es meldete sich ein Mann namens Brinkmann, der sehr höflich war und auch erklärte, daß er ja schon angedeutet hätte, um was es ging.

»Ja, natürlich, um Herrn Stahl.«

»Genau, Sir.«

Bei der Nennung des Namens hatten Suko und ich wie auf Kommando die Köpfe gedreht. Ich nach rechts, er nach links. Wenn das keine Überraschung war. Und Sir James, dieser Vogel, hatte uns nichts davon gesagt. Das ärgerte mich.

Er lächelte uns so an, daß wir zunächst einmal den Mund hielten und nur zuhörten. Wir erfuhren nicht viel über den neuen Fall, waren aber trotzdem erstaunt, denn es ging um Harrys Rehabilitierung. Da war etwas im Busch, und Sir James hatte sich schon die alten Unterlagen zurechtgelegt, die ich skizziert hatte, als es um Tränenbrecher Luzifer gegangen war. Damals war der gute Kommissar darüber gestolpert und vom Dienst suspendiert worden.

Für mich hatte festgestanden, daß den Behörden ein dicker Fehler unterlaufen war, doch was war damals von den Deutschen nicht akzeptiert worden, und Harry Stahl hatte dafür büßen müssen. Er arbeitete als Privatdetektiv und schlug sich nur schlecht und recht durch. Wir hatten nach seiner Suspendierung noch einen Fall gemeinsam erlebt, als wir das Tor nach Aibon hatten schließen müssen.

Heute ging es um andere Dinge.

Auch in Germany war dieser Fall mit Harrys Suspendierung nicht beendet worden. Bei gewissen Stellen war weiter geforscht worden, man war sich unsicher geworden, und jetzt stand man vor einem Problem. Man brauchte Harrys Hilfe.

Um welchen Fall es ging, das erklärte dieser Brinkmann nicht, aber man wollte Harry wieder einsetzen, hatte sogar mit ihm gesprochen, und man hatte sich seine Bedingungen anhören müssen.

Begeistert waren die offiziellen Stellen darüber nicht. Suko und ich um so mehr, denn wir drückten dem ehemaligen Kommissar beide Daumen. Es sah so aus, als würden die sturen Beamtenköpfe nachgeben, denn sie benötigten tatsächlich die Hilfe des Kommissars, weil gewisse Dinge vorgefallen waren, mit denen sie nicht zurechtkamen. Es ging um die Aussagen eines glaubwürdigen Zeugen, der von einer Erscheinung gesprochen hatte, einem Gespenst, einem feinstofflichen Wesen oder was immer es auch sein mochte. Harry sollte auf diesen Fall angesetzt werden, denn im Prinzip hatte man nur gute Erfahrungen mit ihm gesammelt.

Sir James und der Deutsche sprachen Englisch. »Wenn Sie meine Meinung hören wollen, Mr. Brinkmann, dann sorgen Sie dafür, daß der Kommissar wieder in seinen alten Job zurückkehrt. Ich will den Fall nicht noch einmal aufwärmen, aber ich habe mich mit ihm beschäftigt, und nicht Harry Stahl hat den Fehler begangen.«

Brinkmann war etwas pikiert, denn er sagte: »Das ist noch nicht klar, Sir.«

»Trotzdem.«

»Haben Sie mit Ihren Leuten gesprochen?«

Sir James zwinkerte uns zu. »Den Vormittag über«, erwiderte er.

»Sie stehen natürlich auf meiner Seite.«

»Nun ja, das ist klar.«

Nach einem langen Atemzug fragte unser Chef: »Haben Sie sich inzwischen entschieden?«

Erst hörten wir das Räuspern, dann die Stimme. »Nun, nach diesem Gespräch schon.«

»Und?«

»Wir werden ihn wohl um Hilfe bitten müssen.«

»Schön!« lobte Sir James. »Wenn Sie Mr. Stahl rehabilitieren, ist das wunderbar.«

»Nun, wir werden sehen. Jedenfalls danke ich Ihnen für Ihre Unterstützung. Sie hören dann noch von uns. Guten Tag, Sir.«

Das Gespräch war beendet, und unser Chef legte auf. Er hielt ihn noch für einen Moment fest und schaute uns über seinen ausgestreckten Arm hinweg an. »Nun, meine Herren, was sagen Sie dazu?«

»Es scheint anzulaufen«, meinte Suko.

»Ja«, stand ich ihm bei. »Die offiziellen Typen dort werden wohl vernünftiger.«

»Nicht so voreilig, John. Man muß auch sie verstehen.«

»Kommen Sie, Sir, das waren Idioten.« Ich regte mich schon wieder auf. Dabei war dies nicht meine Sache, aber in meinem Innern regte sich mal wieder das berühmte Gefühl, und diese Tatsache las Suko von meinem Gesicht ab. »John, du siehst aus, als wäre dir in den letzten Sekunden etwas eingefallen. Das passiert zwar selten, aber immerhin.«

»Stimmt«, sagte ich.

»Und was fiel dir ein?«

»Das ist einfach. Ich habe mehr das Gefühl, daß wir bald einen Anruf aus Germany erhalten werden.«

»Von Harry?«

»Warum?« Diese Frage hatte Sir James gestellt.

Ich lächelte breit. »Es kann doch sein, daß es den Offiziellen brennt und man Harry mit einem Fall konfrontiert, der so sehr aus dem Rahmen fällt, daß er damit nicht mehr zurechtkommt und Hilfe braucht. Ich würde sofort düsen.«

»Was auch für mich gilt, Sir«, sagte Suko.

Der Superintendent lächelte verhalten und nickte nur. »Das war zu erwarten.«

Ich sprach ihn an. »Sir, ich will Sie ja nicht kritisieren, warum haben Sie diesen Brinkmann nicht gefragt, um was es geht? Was Hary Stahl für diese Leute tun soll?«

»Das tat ich bei unserem ersten Gespräch.«

»Und?«

Sir James hob die Schultern. »Muß ich Ihnen tatsächlich noch eine Erklärung geben? Man wollte nicht mit der Sprache herausrücken. Man gab sich zwar freundlich und konziliant, aber wenn ich auf die wahren Probleme zu sprechen kam, war man schon zurückhaltend. Was mir auch nicht unbedingt gefallen hat.«

Uns ebenfalls nicht. Zumindest ich fühlte mich kribbelig. Ich hatte das Gefühl, daß über mir ein Gegner schwebte, der mich zudem noch auslachte.

Ich war der Hampelmann, der stets in die Höhe sprang, nach ihm griff, ihn jedoch verfehlte.

Für uns gab es nichts mehr im Büro des Sir James Powell zu tun.

Außerdem konnte ich ein kleines Essen in der Kantine vertragen.

Durst hatte ich auch.

Wir verließen das Büro, und Suko nickte auf dem Gang vor sich hin. »Alles was recht ist, John, ich sehe uns schon im Flugzeug sitzen und in Richtung Osten düsen.«

»Ich ebenfalls«, erwiderte ich und betrat den Lift vor Suko.

***

Egon Kraft wußte nicht, was er tun sollte. Er hockte in seinem Fernsehsessel, als hätte man ihn dort festgenagelt. Er dachte an seine Waffen, die sich in der Wohnung befanden. Er hatte einige davon aus alten Beständen zur Seite schaffen können und sie unter den Holzbohlen versteckt, aber an sie kam er nicht heran. Und deshalb war er unbewaffnet.

Obwohl ihm diese Rita Reinold noch nichts getan hatte, spürte er die Angst nach wie vor wie eine Flutwelle in seinem Innern. Sie war einfach da, sie würde auch bleiben, und er würde nichts, aber auch gar nichts dagegen tun können.

Sie stand vor ihm.

Lebend und doch tot. Als Person und trotzdem als Geist. Er wußte überhaupt nichts mehr und hätte liebend gern einen Arm ausgestreckt, um nach dieser Erscheinung zu fassen, doch er bekam ihn einfach nicht hoch.

Egon Kraft war zu einem lebenden Eisblock geworden, obwohl in seinem Innern die Wärme tobte und er das Gefühl hatte, kochendes Blut in seinen Adern zu spüren.

Noch hatte sie nichts getan. Sie stand einfach vor dem Mann und spreizte die Arme. Dies geschah mit lautlosen Bewegungen, als stünde sie in einer anderen Welt und würde nur beobachten. Die Haare bewegten sich. Ein nur für sie spürbarer Wind spielte mit ihnen, und dann verzog sie den Mund um einen Moment später ihr Opfer anzusprechen.

»Du hast keine Gnade gekannt. Nicht bei mir und auch nicht bei all den anderen.« Ihre Stimme war nur ein Zischen. Jedes Wort schien Meilen zurückgelegt zu haben, bevor es gehört wurde. »Du hast mit den Menschen dein grausames Spiel getrieben, aber in mir hast du dir die falsche Person ausgesucht. Du hast nicht gewußt, wer ich wirklich bin und welchen Beschützer ich habe, und das wird dir zum Verhängnis werden. Ich kann es dir versprechen. Ich werde nicht gleiches mit gleichem vergelten. Ich werde dich also nicht töten, aber ich werde dich bestrafen, und diese Bestrafung wird schlimmer sein als der Tod. Ich werde mir etwas von dir holen und es für mich verbrauchen, denn es soll und es wird mich kräftigen. Du wirst erleben, wie es ist, wenn man schwach ist, wenn man nicht mehr kann, wenn man immer schwächer und kleiner wird und nur mehr dahinvegetiert. Ich mach dich zu einem Nichts, Egon Kraft, zu einem häßlichen widerlichen Nichts. Und als solches wirst du irgendwann dein Leben beenden.«

Die Glatze hatte zugehört. Sie wollte es eben wissen.

Wenn er nicht tot war, lebte er. Und wenn er lebte, konnte er sich wehren.

Der erste Schock war vorbei. Er fühlte sich auch wieder besser.

Widerstand regte sich in ihm. Sein Gesicht war rot angelaufen. Selbst auf seinem Schädel zeichnete sich die Farbe ab, und mit einer heftigen Bewegung stand er auf.

Egon Kraft überragte die Erscheinung. Dabei hatte er für einen Moment das Gefühl, ein Sieger zu sein, weil er auf sie runterschaute.

Er würde sich nicht fertigmachen lassen. Er würde kämpfen, auch wenn sie ein Geist war.

Er holte mit der rechten Hand aus, wollte sie Rita ins Gesicht schlagen. Dabei hatte er auch den Mund geöffnet, um noch einmal richtig Atem zu holen.

Es war ein Fehler gewesen.

Plötzlich bewegte sich die Erscheinung vor ihm, und sie war verdammt schnell. Schneller als ein Schatten, ein Blitz, dem er nicht mehr ausweichen konnte.

Und dieser Schatten fand sein Ziel. Er jagte hinein in den offenen Mund, noch bevor der Mann die Lippen hatte schließen können.

Egon Kraft merkte, wie etwas von innen gegen seinen Hals prallte.

Ein dumpfes Geräusch echote durch seinen Kopf. Sein Kopf wurde zurückgeworfen, und der Körper machte die Bewegung mit. Egon Kraft taumelte noch, bevor er gegen die Kante stieß, wieder in die Knie sackte und auf die Sitzfläche des Sessel prallte.

Da blieb er.

Für wenige Sekunden war der Mann erstarrt. Erst dann konnte er sich wieder bewegen. Er schlug um sich. Seine Arme hoben sich an, sie sanken schnell wieder nach unten. Die Hände malträtierten die Sessellehne. Die Fernbedienung rutschte über die Kante hinweg und prallte auf den Boden, wo sie liegenblieb.

Er saß starr und bewegte sich trotzdem. Allerdings nur Teile seines Körpers. Von der Gürtelschnalle aufwärts war sein Körper gelähmt. Mit den Füßen trommelte er einen wilden Rhythmus auf die blanken Bohlen, als wollte er sie kurzerhand zerhämmern. Es war ein konvulsivisches Zucken der Beine, auf das dieses Wesen keine Rücksicht nehmen konnte, denn es steckte bereits in ihm.

Wie eine glatte Schlange war es durch den Mund in seinen Körper gedrungen. Eine Frau, die sich zusammengezogen hatte und zu einem Nebelstreifen geworden war.

Er hatte den Geist geschluckt.

Egon Kraft spürte ihn in sich. Er wühlte sich durch seinen Körper.

Ihm wurde kalt und heiß zugleich. Der Kopf erinnerte an eine glühende Herdplatte, die Augen quollen ihm aus den Höhlen, denn hinter ihnen spürte er einen immens starken Druck, dem er nichts mehr entgegenzusetzen hatte.

Die Erscheinung wühlte, sie toste durch seine Körper. Sie raste überall hin, sie schien sich vervielfältigt zu haben, und Kraft rutschte

in seinem Sessel zusammen.
Er trampelte noch immer mit den Beinen. Nur hatten seine Füße den Kontakt zum Boden verloren. Ihm war nicht klar, wieso dies überhaupt hatte geschehen können, bis er plötzlich merkte, daß die Fläche des Fernsehapparates größer geworden war.
Eine Täuschung?
Er wußte es nicht, er mußte hinnehmen, aber ihm war auch klar, daß etwas mit ihm geschehen war.
Er konnte nicht genau sagen, was da mit ihm passierte, doch als er den Kopf drehte, schaute er wie zufällig auf seine linke Hand.
War es noch seine Hand?
War dieses verschrumpelte Etwas mit der dünnen faltigen Haut, das an eine Hühnerklaue erinnerte, noch seine eigene Hand? Die so schlaff wie ein alter Handschuh auf dem Sessel lag, dessen Fläche ihm sehr groß vorkam. Sein Rücken brauchte auch nicht mehr die Lehne, zudem hatte sich die Sitzfläche vergrößert. Er konnte auf ihr herumkriechen.
Aber wer kroch da herum?
Ein schlaffhäutiges Wesen, ein Etwas, das an einen alten Vogel erinnerte, der sein Gefieder verloren hatte und nur mehr aus Haut und Krallen bestand?
Nichts anderes war er inzwischen geworden. Ihm wurde dies bewußt, und er öffnete den Mund zu einem Schrei.
Nein, was da aus seiner Kehle drang, war alles andere, nur kein normaler Schrei.
Es war ein dünn klingender Laut, nicht einmal ein Krächzen, mehr ein Wehklagen, das Jammern einer Kreatur, die keine Chance mehr hatte, normal zu reagieren.
In seinem Innern spürte er einen Ruck. Etwas jagte aus seinem Körper hervor. Er achtete nicht darauf und bekam auch nicht mit, wie sich vor dem Sessel die Erscheinung wieder aufrichtete und zu dem wurde, was sie einmal gewesen war.
Rita Reinold stand vor ihm.
Die tote, die lebende, der Geist, der Ungeist. Wie dem auch war, sie hatte eine Fülle an Kraft bekommen. Sie hatte ihm eine großen Teil der Energie, des Lebens einfach weggesaugt, und sie blähte sich vor ihm auf wie eine Königin, während sie den Kopf leicht gesenkt hielt und auf das schaute, was sich da krabbelnd auf der Sesselfläche bewegte.
Es war einmal ein Mensch gewesen. Ein großer, stattlicher Mann, wenn auch brutal in seinen Ansichten und Aktivitäten, aber immerhin ein Mensch.
Was lag dort jetzt vor ihr?
Nicht mehr als eine Kreatur. Zusammengeschrumpft, eingetrocknet,

mit Händen wie Vogelklauen. Mit einem Gesicht, auf dem die Haut dabei war, sich in Falten zu legen, die sich ebenfalls wie kleine Wellen auf dem Kopf ausbreiteten.

Ein Mann, der um die Hälfte geschrumpft war und trotzdem lebte.

Egon Kraft hatte sich hingekniet und den Kopf in den Nacken gelegt. Er spürte ihn kaum, dieser Schädel war nicht mehr als eine blanke Kugel, die an einem dünnen Faden namens Hals hing. Er wußte nicht, was die Erscheinung mit ihm angestellt hatte. Der Kopf wurde ihm schwer. Jemand schien Gewichte an ihn gehängt zu haben. So pendelte sein Schädel vor, dann wieder zurück, mal nach rechts und auch nach links. Nichts war mehr normal an diesem Wesen, daß einmal zur menschlichen Rasse gehört hatte.

Und diese Kraft stand vor ihm.

Hochaufgerichtet, den Kopf gesenkt, um den Triumph auch mit den Augen auskosten zu können. Rita Reinold war erschienen, um sich zu rächen, und sie hatte sich gerächt. Auf ihre furchtbare Art und Weise. Mit ihrer besonderen Kraft, die man ihr gegeben hatte, um endlich den Sieg auskosten zu können. Sie hatte erst sterben müssen, um soweit zu kommen, und dann hörte sie den leisen, wimmernden Schrei.

Kraft hatte ihn ausgestoßen.

Er kniete auf der Sesselfläche. Seine dürren Ärmchen hielt er schräg in die Höhe. Die Hände hatte er verschränkt, und in dieser Haltung flehte er die Erscheinung an.

»Bitte«, brachte er mit dünner Stimme hervor, die mehr an das Piepsen eines Küken erinnerte. »Bitte, ich… ich … ich flehe dich an. Nimm es zurück, nimm es zurück!«

Rita schüttelte den Kopf. Wieder wirbelten ihre Haare hoch und bildeten einen Schleier. Als sie zurückfielen, gab sie ihre Antwort.

»Nein, ich werde nichts zurücknehmen. Erinnere dich daran, wie die Gefangenen gefleht haben. Sie fielen vor dir auf die Knie und haben um Gnade gewinselt, doch du hast sie statt dessen getreten, als sie zu erhören. Du warst der Schinder, der Perversling, der Mörder. Du und andere aus diesem verdammten Haus. Wenn die Menschen es schon nicht schaffen, euch der gerechten Strafe zuzuführen, müssen es andere übernehmen. Das habe ich mir damals kurz vor meinem Tod versprochen, und dieses Versprechen werde ich einhalten. Du bist der erste gewesen.«

Er versuchte es erneut. »Ich konnte doch nicht anders. Es ist mir nicht möglich gewesen. Ich… ich … mußte es tun, was man mir befohlen hatte. Ich habe es nicht freiwillig getan, ich …«

Rita Reinold funkelte ihn an wie einen Menschen, der bei einer Lüge ertappt worden ist. Kraft bemerkte diesen Blick. Er wußte, daß er durchschaut worden war und sackte noch mehr in sich zusammen. Es

dauerte eine Weile, bis er sich gefangen hatte. Trotz des Schrumpfprozesses war er noch in der Lage, klar und nüchtern zu denken, und er schaffte es auch, eine Frage zu stellen.

»Was… was … wird nun mit mir geschehen?« keuchte er. »Ich kann doch nicht so … ich kann doch nicht …«

»Und ob du kannst«, flüsterte Rita. »Du wirst immer können. Du wirst können müssen, bis an dein verfluchtes Lebensende. So und nicht anders wird dein Schicksal aussehen. Aber du wirst darum bitten, daß ich irgendwann erscheine und dich erlöse. Ja, du wirst heulen, du wirst flehen wie eine Seele im Feuer. Ich aber werde dich leiden lassen. Ich werde nichts tun, ich werde nur die anderen holen und euch vielleicht irgendwann zusammen in einen Käfig sperren. Glaub nur nicht, daß ich eure Namen vergessen habe auf meinem Weg in den Tod. Glaube es nicht, Mörder!« Mit einer scharfen Drehung wandte sie sich ab und ging davon.

Nein, sie huschte völlig lautlos weg, denn Egon Kraft konnte nichts hören.

Er stemmte seine kurzen, mit lappiger Haut bestückten Hände auf die Sessellehne und schaut zu den Türen. Eine führte in das Schlafzimmer, die andere aus der Wohnung heraus.

Rita Reinold war an keiner der beiden Türen zu sehen. Sie hatte die Wohnung bereits verlassen.

Zurück blieb ein Wesen, das einmal ein Mensch gewesen war. Jetzt sah es aus wie ein Bündel. Wie ein Körper, der in viel zu weiter und zu großer Kleidung steckte. Er fiel sogar in ihr zusammen, und die Kleidung wallte sich über ihn hinweg.

Unter ihr war irgendwann ein Schluchzen zu hören, vermischt mit einem bösartigen Kreischen…

***

Harry Stahl schaute auf seine ausgestreckte Hand. Seine Lippen zeigten ein Lächeln. Er ballte die Hand zur Faust, knickte den Arm ein und rammte ihn hoch. Dabei stieß er einen Laut aus, der an einen Schrei erinnerte. Es war der Schrei des Siegers, denn so und nicht anders sollte es sein. Er fühlte sich gut, sehr gut sogar. Die Dinge waren in Bewegung geraten, er sah den Streifen am Horizont heller werden. Sie wollten etwas von ihm. Sie kamen nicht mehr weiter.

Da hatte sich dieser Gregor Schmidt noch so cool geben können, Harry wußte es besser. Sie steckten in der Klemme und versuchten nur, ihr Gesicht zu wahren.

Man bot ihm eine Chance, so sahen sie es. Harry betrachtete die Dinge aus einem anderen Blickwinkel. Irgend etwas war geschehen, mit dem sie nicht zurechtkamen, wo ihre Methoden versagten, und diese Dinge mußten in einen Bereich hineingreifen, der rational nur

sehr schwer zu erklären war. Wie auch die anderen Fälle, die der ehemalige Kommissar mit seinen Freunden aus London gelöst hatte.

Ob sie nun gegen einen Leichenfürst von Leipzig, Stasi-Vampire oder gegen die Diener des ehemaligen Hexers Crowley gekämpft hatten. Es waren alles Fälle gewesen, bei denen sich die »normale«

Polizei zurückgehalten hatte.

So etwas Ähnliches würde wieder auf ihn zukommen, und er sah es als eine Bewährungsprobe an. Gleichzeitig spielte er mit dem Gedanken, in London anzurufen. Ob er seinen Freund John Sinclair schon einmal vorwarnte, daß möglicherweise der Busch schon leicht brannte?

Stahl hatte mit dem Gedanken gespielt. Ihn aber wieder von sich gedrängt. Er gehörte zu den Menschen, die nicht gern über ungelegte Eier redeten. Erst wenn er etwas Konkretes wußte und auch allein nicht mehr weiterkam, wollte er sich mit John Sinclair in Verbindung setzen.

Harry stand am Fenster. Er schaute auf die große Baustelle, die Leipzig hieß. Es würde noch lange Jahre dauern, bis hier alles in Ordnung gebracht worden war. Er hatte auch nie daran gedacht, dieser Stadt den Rücken zu kehren. Harry mochte diesen Flecken Erde, da war er konservativ, und er würde auch wieder teilhaben an einem normalen Leben, das hatte er sich fest vorgenommen.

Die Zeit verging träge und trotzdem schnell. Dies entsprach Harrys Gefühlen. Er war innerlich zerrissen, und lange konnte er nicht vor der Scheibe stehenbleiben.

In der Küche blubberte die Kaffeemaschine. Harry hörte die Geräusche und wußte, daß er sich einen Kaffee würde einschenken können. Er nahm die große Tasse mit den beiden blauen Kreisen darauf. Der Kaffee war schwarz und stark. Stahl trank ihn ohne Zucker. Sehr bedächtig schlürfte er die ersten Schlucke, Da er hungrig war, aß er einen Keks, noch einen zweiten und dritten.

Auf ein richtiges Essen hatte er verzichtet. Er wäre sowieso nicht dazu in der Lage gewesen und grinste hart, als er an Schmidts Taktik dachte. Natürlich hätte ihm dieser Mann längst alles berichten können, aber er hatte Harry hingehalten, um dessen Spannung zu erhöhen und ihn nervös zu machen.

Schmidt würde sich wundern, wie cool Harry bleiben konnte. Da war nichts, aber auch gar nichts, was ihn aus der Fassung bringen konnte, und ein Typ wie der Schmidt schon gar nicht.

Als das Telefon klingelte, schrak der ehemalige Kommissar zusammen. Das wäre ihm früher nicht passiert, doch in seiner Situation wurde er nur selten angerufen.

Trotzdem wartete er bis zum vierten Durchläuten, bevor er den Hörer abhob.

»Ja bitte.«

»Habe ich dich endlich, du alter Sachse.«

Für einen Moment stand Stahl unbeweglich. Dann lachte er und schrie ein »Ha« in den Hörer.

»Was heißt hier ha?«

»John! John Sinclair!« rief Harry. »Wer sagt es denn? Wenn man an den Teufel denkt, ruft er an.«

»Ich finde es ja toll, daß du an mich gedacht hast, aber mit einem Teufel bin ich selten verglichen worden.«

»Ich bin eben für jede Überraschung gut.« Harry setzte sich auf den Küchenstuhl. Er hatte das Gefühl, ein längeres Gespräch vor sich zu haben. Zudem wurde er den Eindruck nicht los, daß dieser Anruf indirekt mit dem Besuch eines gewissen Gregor Schmidt zusammenhing, das aber würde sich noch herausstellen.

»Wie geht es dir?«

»Ich weiß es noch nicht, John.«

»Wieso nicht?«

»Kommt darauf an, was du mir zu bieten hast. Heute morgen hat man mir schon etwas geboten.«

»Will man dich zurückhaben?«

»So ungefähr.«

»Deshalb rufe ich auch an.«

Stahl blies die Luft schnaufend durch die Nasenlöcher. »Ich will dich ja nicht drängen, John, aber ich fände es toll, wenn du erzählst. In meiner Lage ist man für jede gute Nachricht dankbar.«

»Hör zu, Harry…«

Und Harry hörte zu. Er entspannte sich dabei immer mehr, und sein Gesicht zeigte ein Lächeln. Plötzlich fühlte er sich nicht mehr so mies oder bedrückt wie sonst. Das Leben hatte für ihn wieder Sinn bekommen und drängte sich in eine Schiene hinein, mit der er gut zurechtkam. Hinter seinem Rücken hatte sich etwas getan. Da war praktisch ein Netz aufgebaut worden, und dieses Netz würde ihn auffangen. Er hörte den Namen Brinkmann zum erstenmal, deshalb konnte er damit auch nichts anfangen. Namen waren Schall und Rauch. Im Prinzip reichte aus, daß dieser Brinkmann, die entsprechenden Verbindungen hatte, um ihm zu helfen.

»Was sagst du?« hörte er seinen Freund aus London fragen.

Stahl antwortete mit einer Gegenfrage. »Was willst du erfahren?«

»Dich jubeln hören.«

»Dazu besteht kein Grund.«

»Warum nicht?«

»Weil noch nichts entschieden ist, gar nichts, John. Alles ist offen.«

»Aber es gibt Ansätze?« hörte er die Stimme aus London.

»Stimmt.«

»Dann rück mal raus mit der Sprache. Könnte ja sein, daß Suko und ich eine Reise machen müssen.«

Harry lächelte versonnen, als er diese Antwort vernahm. Er fühlte sich gleichzeitig stark, beinahe wie neugeboren. Es tat ihm gut, mal wieder dienstlich mit John Sinclair reden zu können, wobei er auch eine Perspektive sah. Er berichtete von dem Besuch dieses Gregor Schmidt in der Kneipe. Dieser Mann würde ihn noch am Abend erneut aufsuchen, um sich genauer zu erklären.

»Das ist doch günstig.«

»Denke ich auch.«

»Und worum geht es, Harry?«

Da konnte sich der ehemalige Kommissar ein Lachen nicht verkneifen. »Das hat er mir leider nicht gesagt. Daß ich allerdings keinen Kindergarten-Job übernehmen soll, steht für mich fest.«

»Richtig.«

»Hat man euch nichts gesagt?«

»Nein.«

Harry war etwas enttäuscht. »Auch keine Andeutung gemacht?«

»Nichts, mein Freund. Es ging einzig und allein um dein berufliches Schicksal, wenn ich das mal so sagen darf. Aber das Licht ist eingeschaltet worden. Es muß nur heller gedreht werden.«

»Daran glaube ich auch, John.«

»Du hältst uns auf jeden Fall auf dem laufenden.«

»Ich rufe dich sogar an. Bist du in deiner Wohnung?«

»Für dich bleibe ich sogar am Abend zu Hause.«

Stahl freute sich. »Dann nimm schon einen Drink für mich mit.«

»Werde ich tun, Harry. Viel Glück. Suko und ich drücken dir nicht nur die Daumen.«

»Das ist nett, bis später.« Stahl legte auf und atmete durch. Es tat gut, Freunde zu haben. Gerade in der Not stellte sich heraus, wer ein Freund war und wer nicht. Auf John Sinclair und Suko konnte er sich hundertprozentig verlassen, die gingen für einen Freund durchs Feuer. Umgekehrt wäre es ebenso gewesen.

Der Kaffee war ziemlich kalt geworden. Er schmeckte nicht mehr.

Harry kippte ihn weg. Er wollte die Tasse in die kleine Spülmaschine stellen, als es klingelte.

Stahl zuckte zusammen. Sein Mund aber lächelte, und die Augen bekamen einen bestimmten Glanz. Außer Gregor Schmidt erwartete er um diese Zeit keinen Besuch. Harry streifte sogar ein Jackett über, als er auf die Tür zuging.

Er wußte genau, daß die nächste Stunde über sein weiteres berufliches Schicksal entscheiden würde.

In diesem Bewußtsein öffnete er auch die Tür…

***

Die beiden Männer hockten im Wohnraum zusammen. Schmidt trug noch immer dieselbe Kleidung wie am Mittag, aber diesmal hatte er den Mantel ausgezogen und ihn zusammen mit dem Hut an die Garderobe gehängt. Etwas Alkoholisches hatte er nicht trinken wollen und sich wieder für Kaffee entschieden. Auch Harry war dabei geblieben.

Der ehemalige Kommissar hatte nicht viel gesagt und seinem Besucher zunächst einmal zugehört. Schmidt war umgänglicher gewesen als beim ersten Besuch, und er hatte ein Thema angeschnitten, über das in alten Zeiten nicht einmal geflüstert worden war.

Gefängnisse und Zuchthäuser in der ehemaligen DDR. Das war immer ein heißes Eisen gewesen, und auch Harry Stahl wußte das.

Er hatte sich nie damit beschäftigen müssen, nun aber wurde er damit konfrontiert und ausgerechnet noch mit den schlimmsten Bau, den das damalige System zu bieten hatte.

Es ging um das Haus X.

Zwar stammte dieser Gregor Schmidt aus dem Westen, doch seine Kenntnisse über gewisse Verhältnisse waren enorm. Er und seine Kollegen hatten da gute Arbeit geleistet, auch was dieses Haus X anging. Da nahm er kein Blatt vor den Mund und wollte schließlich wissen, was Harry Stahl über dieses Gefängnis wußte.

»Nichts, Herr Schmidt.«

»Hören Sie auf. Das können Sie mir nicht erzählen.«

»In der Tat habe ich nichts darüber gewußt. Das heißt, es gab Gerüchte.«

»Aha.«

»Nichts aha. Niemand wußte etwas Genaues. Keiner hätte mir etwas über den Bau sagen können, den es offiziell nicht gab. Jeder hätte überhaupt abgestritten, daß ein derartiges Lager oder Zuchthaus existierte. Denken Sie nur an die deutsche Vergangenheit. Aber das Haus war eine Tatsache, muß ich jetzt annehmen.«

Schmidt nickte. »Sie haben recht. Es war eine Tatsache.«

»Und weiter?«

»Nichts«, sagte der Mann, bevor er lächelte. »Dieses Gefängnis existiert nicht mehr.«

»Kann ich mir denken. Wenn ich allerdings den Faden weiterspinne, haben Sie trotzdem Probleme mit diesem alten Bau, sonst wären Sie nicht zu mir gekommen.«

»Das stimmt allerdings.«

»Wo soll ich einspringen?«

Gregor Schmidt hob die Augenbrauen und schaute auf den Tisch.

Er überlegte. Was er sagen mußte, gefiel ihm offensichtlich nicht, sonst hätte er nicht so ein Gesicht gezogen, als wäre er dabei,

Zitronensaft pur zu trinken. »Das Problem ist etwas… ähm … wie soll ich sagen? Diffizil.«

»Und?«

»Nun ja, wir wissen ja, Herr Stahl, welche Erfahrungen Sie zu Ihrer Zeit gesammelt haben. Sie waren so etwas wie ein Experte für ungewöhnliche Fälle.«

»So kann man es auch sagen.«

»Und dieser Fall ist ungewöhnlich.«

»Hängt er unmittelbar mit dem Haus X zusammen?«

»Ja.«

»Ich müßte, wenn ich einsteige, also dort recherchieren, weil in diesem Haus etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen ist. Kann man das so sagen?«

»Es ist zumindest nicht falsch.«

»Schön.« Stahl nickte und lehnte sich zurück. Die Sache lief gut für ihn. Eine große Sicherheit hatte ihn überkommen. »Da müßten Sie mir schon Einzelheiten nennen.«

»Deshalb bin ich eigentlich hier.«

Harry hatte den Zwischenton sehr wohl verstanden. »Warum sagen Sie eigentlich?«

»Ganz einfach. Es gibt da Probleme. Wir wissen noch nicht, ob wir Ihnen trauen können.«

»Dann wären Sie nicht zu mir gekommen. Ich bin doch Ihre letzte Chance, geben Sie es zu.«

»Nein, daß sind Sie nicht. Sie könnten uns allerdings dabei helfen, einige Ungereimtheiten aufzuklären, die mit dem Haus X in Verbindung stehen.«

Harry nickte. »Gesetzt den Fall, ich spiele mit. Was würde dabei für mich herausspringen?«

»Darüber sollten wir jetzt nicht sprechen.«

»Das möchte ich aber.«

»Es wird Ihnen schon nicht schaden.«

»Rehabilitierung!«

Gregor Schmidt dachte nach, bevor er etwas sagte. »Das ist ein sehr großer Begriff. Sie wissen, daß dies nicht so einfach ist.«

»Klar, das weiß ich.« Harrys Stimme klang bitter. »Der Staat hätte einen Fehler zugeben müssen. Wer tut das schon gern? Damals in der DDR war dies kein Thema, und auch in Gesamtdeutschland hängt sich der Staat überall ein.«

»Wir werden etwas für Sie tun, Stahl, wenn Sie auch etwas für uns tun. Das ist klar. Eine Rehabilitierung im eigentlichen Sinne kann ich Ihnen allerdings nicht bieten.«

»Was heißt das?«

»Nun ja, Sie werden kaum auf ihren alten Posten zurückkehren

können, Herr Stahl.«

Harry nickte dem anderen Mann zu. »Ich danke Ihnen, daß Sie ehrlich zu mir gewesen sind.«

»Das kostete mich nicht mal Überwindung. Wenn Sie darüber nachdenken, werden Sie zu demselben Ergebnis kommen. Ich glaube auch nicht, daß Sie sich auf Ihrem alten Posten wohl gefühlt hätten. Es bleibt doch immer etwas hängen.«

»Das möchte ich unterstreichen. Das Verhältnis wird nicht mehr so sein wie früher.«

»Schön, daß Sie es einsehen.«

»Aber Sie haben über eine Lösung nachgedacht.«

Schmidt trank Kaffee. »Das haben wir, und ich denke, Sie werden damit einverstanden sein.«

»Wie sieht diese Lösung aus?«

Schmidt schüttelte den Kopf. »Ich möchte es Ihnen jetzt nicht sagen, Herr Stahl. Ich habe Ihnen die Hand entgegengestreckt, nun sind Sie an der Reihe. Ich weiß, daß es Ihnen schwerfällt, aber vertrauen Sie uns. Wenn diese Sache vorbei ist, reden wir weiter, und ich verspreche Ihnen, daß wir zu einer Lösung kommen werden und auch kommen müssen, denn wir haben uns schon weit aus dem Fenster gebeugt.«

Da hatte er recht, denn Harry dachte daran, daß bereits mit London Kontakt aufgenommen worden war. Er verließ sich auf sein Gefühl und ging davon aus, daß Schmidt mit offenen Karten spielte.

»Gut, Herr Schmidt, oder wie immer Sie heißen mögen, ich stimme zu. Ich bin dabei. Dann können wir endlich zum Thema kommen.«

Schmidt lächelte. Es war ein ehrliches Lächeln. So als hätte der Mann seine andere Haut abgelegt. »Wunderbar, Herr Stahl, darauf habe ich gewartet. Wie wäre es jetzt mit einem kleinen Schluck?«

»Cognac?«

»Gern.«

Harry stand auf. Er holte zwei Gläser, eine Flasche, und schenkte ein.

Sie hoben die Gläser an, prosteten sich zu und kamen dann zur Sache. Gregor Schmidt hatte wieder das Wort übernommen. »Es geht um einen Mann namens Franz Jochem.«

»Den kenne ich nicht.«

»Das hatten wir uns auch gedacht, aber dieser Jochem, der längst pensioniert ist, hatte zu Lebzeiten einen Job, um den er nicht zu beneiden war, denke ich. Er arbeitete als Aufseher und Kalfaktor im Haus X.«

»Aha.«

Gregor Schmidt nickte und hob zugleich die Schultern. »Es war bestimmt keine leichte Arbeit. Viele haben sich schwer getan und leiden ebenso an den Folgen wie manche Gefangene, wenn auch nicht so stark. Jedenfalls plagte diesen Franz Jochem das schlechte

Gewissen…«

In der nächsten Viertelstunde hörte der ehemalige Kommissar nur zu. Er erfuhr, was diesem Mann widerfahren war. Er hatte bei seiner Rückkehr an die alte Wirkungsstätte ein Erlebnis gehabt, das für ihn nicht nachvollziehbar gewesen war. Er hatte sich an die Behörden gewandt, war zuerst ausgelacht worden, hatte aber nicht locker gelassen, und da dieses Haus X auch jetzt noch ein brisantes Thema war, hatte man die Aussagen des Mannes an die höheren Stellen weitergegeben.

Jochem war dort verhört worden, unter anderem von Gregor Schmidt, und er hatte auf seinen Erlebnissen bestanden.

»Und Sie haben ihm geglaubt?« fragte Harry.

»Sonst säße ich nicht hier.«

»Wie kommt es?«

Schmidt winkte ab. »Wissen Sie, ich kenne meinen Job, ich kenne die Menschen, ich glaube zu wissen, wann jemand lügt und wann jemand die Wahrheit spricht. Dieser Mann hat nicht gelogen. Er hatte diese Geisterfrau tatsächlich gesehen. Wir haben in den Unterlagen nachgeschaut, die damals gefunden worden sind. Es gab tatsächlich eine Akte über diese Rita Reinold. Sie hat in Haus X eingesessen.«

Harry war nachdenklich geworden. »Was hat sie verbrochen?«

Schmidt hob die Schultern. »Wenn ich das so genau wüßte, wäre mir auch wohler.«

»Was stand denn in der Akte?«

Schmidt grinste bei seiner Antwort. »Subversives Verhalten. Das kann alles und nichts bedeuten. Damit kommen wir nicht weiter. Es sind keine Einzelheiten aufgeführt worden.«

»Genau.«

»Jedenfalls kam diese Rita Reinold als Geist zurück, und sie schien einen Helfer gehabt zu haben, denn in dieser verdammten Waschküche, so wurde die Zelle genannt, zeigte sich noch in der Wand das Gesicht eines schrecklichen Monstrums. Vielleicht eines Beschützers aus dem Totenreich.« Bei den letzten Worten hatte die Stimme einen spöttischen Klang bekommen, aber Harry lachte nicht.

»Das ist durchaus möglich.«

»Schön, daß Sie es so sehen. Wir haben darauf nämlich gehofft, wenn ich ehrlich sein soll.«

Stahl trank einen kleinen Schluck und runzelte die Stirn. »Da Sie mich jetzt eingeweiht haben, kann ich kaum einen Rückzieher machen, was ich auch nicht vorhabe. Ich soll mich um den Fall kümmern und denke, daß ich diesem Franz Jochem einen Besuch abstatte.«

»Das ist Teil eins.«

»Teil zwei wird uns wohl in das Haus X führen, denke ich.«

»Ja.«

Stahl schaute für einen Moment auf seine Hände. »Waren Sie oder Ihre Leute schon dort?«

»Nein, Herr Stahl, das wollen wir Ihnen überlassen. Es wollte auch niemand dorthin gehen. Sie müssen davon ausgehen, daß die Aussagen des Zeugen von zahlreichen Personen für reine Phantasien oder Spinnereien gehalten werden. Ich allerdings habe darüber anders gedacht.«

»Warum taten Sie es?«

»Weil ich die Vergangenheit kenne, die Sie betrifft, Herr Stahl.«

»Wie das?«

»Es ist ja dokumentiert. Ich habe nachgelesen, um mich zu informieren. Sie und Freunde von Scotland Yard haben so manche Fälle aufgeklärt, an die viele nicht geglaubt haben. Gehen Sie mal von reinen Erfahrungswerten aus.«

»Nicht schlecht.«

»In diesem Fall sogar ideal, sage ich, ohne bescheiden zu sein. Ich denke, daß mehr hinter dieser Sache steckt. Vor allen Dingen hinter Rita Reinold.«

»Kann sein.«

Schmidt griff in die Tasche und holte eine Notiz hervor. Er schob den Zettel über den Tisch und Harry zu. »Hier habe ich die Adresse des Franz Jochem aufgeschrieben. Am besten wäre es, wenn Sie gleich morgen früh hinfahren.«

Harry nickte, als er las. »Das ist in der Nähe von Pirna.«

»Genau.«

Stahl hob den Kopf. »Und wo finde ich dieses Haus X?«

»Es ist auch nicht zu weit entfernt.«

»Gut, wir werden sehen.«

Schmidt gab ihm eine Karte, auf der nur der Nachnahme stand und eine Telefonnummer. »Unter ihr können Sie mich erreichen, Herr Stahl. Sollte ich nicht anwesend sein, sprechen Sie bitte die Nachricht auf Band. Ich komme auf jeden Fall an die Information.«

Er lächelte und holte noch etwas aus der Tasche hervor. Es blinkte im Licht der Deckenleuchte, und Harry erkannte den Wagenschlüssel.

»Wir haben Ihnen ein neues Auto besorgt. Es ist ein blauer Golf. Er parkt vor Ihrer Tür.«

»Aber ich habe einen Wagen.«

»Wie alt?«

Harry mußte grinsen. »Zu alt.«

»Das haben wir auch gewußt. Nehmen Sie den neuen.« Schmidt warf Harry den Schlüssel zu. Der ehemalige Kommissar fing ihn geschickt auf und ließ ihn in der Tasche verschwinden. »Und das Geld sollten Sie trotzdem annehmen. Sie müssen finanziell unabhängig sein.«

Diesmal sagte der ehemalige Kommissar nicht nein. Als Schmidt aufstand stellte er eine Frage. »Ist dieser Besuch von Ihnen der Einstieg in eine neue Zeit für mich?«

Schmidt wiegte den Kopf. »Einigen wir uns darauf, daß es ein Neuanfang sein kann.«

»Okay, einverstanden.« An der Wohnungstür reichte Harry dem Mann die Hand. »Soll ich sagen, auf gute Zusammenarbeit?«

»Ja, das wäre nicht schlecht.« Schmidt griff zu, lächelte, setzte seinen Hut auf und ging.

Harry wartete so lange vor der Tür, bis der Besucher das Haus verlassen hatte. Dann ging er wieder zurück in seine Wohnung. Er lief gebückt, schüttelte den Kopf, und in seiner Brust vermischten sich die unterschiedlichsten Gefühle miteinander. Er wußte nicht, ob er lachen, jubeln oder den Kopf schütteln sollte. Daß sich das Schicksal so schnell ändern würde, daran hatte er nicht gedacht, damit hätte er auch nicht gerechnet, aber es war eine Tatsache.

Wie ein schwerer Stein plumste er zurück in den Sessel, noch immer den Kopf schüttelnd. Dann lachte er, schenkte sich einen zweiten Drink ein und kippte ihn weg.

An den Fall dachte er nicht. Zunächst ging es um ihn. Er war wieder mit dabei, er fühlte sich nicht länger ausgestoßen. Wenn er diesen Fall löste, und das wußte er, würde es wieder aufwärts gehen.

Auch wenn er nicht mehr zurück in seinen alten Job kehrte, es gab trotzdem genügend andere Aufgaben.

Sah die Zukunft rosig aus?

Harry wollte es so. Allerdings dachte er auch daran, daß die Götter vor den Lohn den Schweiß gesetzt hatten. Und Schweiß würde er bei diesem Fall bestimmt vergießen.

Egal, er würde es anpacken.

Doch zuvor packte er den Telefonhörer. Schließlich hatte er seinem Freund John Sinclair versprochen, ihn über den Fall zu informieren.

Und das würde Harry sehr gern tun…

***

Der nächste Tag.

Harry Stahl war schon früh aufgestanden, hatte gut gefrühstückt und sich dann in den blauen Golf gesetzt, mit dem er gut zurechtkam. Bevor die Autobahn in Richtung Osten so richtig voll wurde, wollte er den größten Teil der Strecke schon hinter sich haben. Pirna lag von Leipzig aus gesehen hinter Dresden.

Er kam gut weg, hatte dann Pech, weil er, wie viele andere auch, an den Baustellen klebenblieb. Hinter Dresden kam er besser voran, mußte dann anhalten und auf der Karte nachschauen, wo der kleine Ort lag.

Bis an die Grenze Tschechiens brauchte er nicht. Er hätte es in einer knappen halben Stunde geschafft, und er zählte auch zahlreiche Fahrzeuge aus dem Nachbarland.

Durch eine mittlerweile in Blüte stehenden Mittelgebirgslandschaft fuhr er seinem Ziel entgegen. Hier entpuppten sich die Straßen noch als eine Erinnerung an die DDR, und Harry lächelte, als er wieder an diese Zeiten dachte. Zum Glück war er noch jung genug, um auch die neue Zeit erleben zu können, auch wenn er in dieser schon einige Tiefschläge hatte wegstecken müssen.

Daran wollte Harry nicht denken, und er erfreute sich an dem fast blanken Himmel, über den nur hin und wieder faserigen Wolkenstreifen segelten, von einem leichten Ostwind getrieben.

Dieser südöstliche Teil Deutschlands, so schön er landschaftlich auch war, hatte noch nicht viel von den »Segnungen« des Westens mitbekommen. Es gab zu viele Häuser, die noch auf die Renovierung warteten, und auch noch zu viele Straßen, die hätten ausgebessert werden müssen.

Dennoch hatte diese Umgebung ihren Reiz, der sich auch auf die kleinen Orte verteilte.

Mit einem Telefon war Franz Jochem leider nicht gesegnet worden. Ein Telegramm hatte ihm Harry auch nicht geschickt, so blieb ihm nichts anderes übrig, als den Mann zu überraschen.

Von einem Dorfbewohner, der dabei war, einen Zaun auszubessern, erfuhr Harry, wo Jochem wohnte. Er brauchte nur durch den Ort zu fahren und in die letzte Straße an der rechten Seite hinein.

Die erwies sich als Buckelpiste, aber das Haus auf der rechten Seite war nicht zu übersehen. Es hatte einen weißgelben Anstrich bekommen, nur das Dach mußte an einigen Stellen noch geflickt werden.

Die entsprechenden Ziegel lagen gestapelt im Vorgarten.

Harry stieg aus. Das kleine Tor zum Vorgarten stand offen. Er ging hindurch und brauchte nicht erst bis zum Haus gehen, denn aus der Tür trat ein Mann.

Ziemlich hager, weißhaarig, eine Brille auf der Nase, schmale Lippen und das Gesicht zu einem abwartenden Lächeln verzogen.

Harry blieb stehen und nickte. »Herr Jochem?«

»Das bin ich.«

»Sehr gut. Mein Name ist Harry Stahl, und ich…«

Franz Jochem hob beide Arme. »Sie brauchen mir nichts zu sagen. Ich weiß, wer Sie sind.«

»Tatsächlich?«

»Ja.« Er deutete mit dem Daumen in die Höhe. »Man hat Sie von oben geschickt, nicht wahr?«

»So ungefähr.«

Jochem nickte und lächelte dabei schief. »Ich wundere mich einerseits, daß man überhaupt reagiert hat, auf der anderen Seite finde ich, daß schon zuviel Zeit vergangen ist.«

»Wie meinen Sie das?«

»Kennen Sie den Fall?«

»Nicht genau. Wir werden genügend Zeit haben, darüber zu denken, denke ich mal.«

»Ja, das stimmt. Rita Reinold oder deren Geist ist entkommen, Herr Stahl. Das kann gefährlich werden.«

»Möglich.«

»Ich weiß nicht, ob wir da noch etwas retten können. Wie haben Sie sich den Fortlauf vorgestellt?«

»Es wäre gut, wenn wir zu diesem Haus X hinfahren würden.«

Jochem nickte. »Einverstanden.« Er schob die Brille hoch. »Ich höre, daß Sie kein Wessi sind, und das ist auch gut so. Ich kann Ihnen nur sagen, daß Sie sich darüber wundern werden, was hier alles abgelaufen ist – damals, in unserem Arbeiter- und Bauernstaat.« Er schüttelte den Kopf. »Nun ja, kommen Sie erst einmal ins Haus. Zeit für eine Tasse Kaffee werden wir wohl noch haben.«

»Das denke ich auch.« Harry ging hinter Jochem her. Er war froh darüber einen Mann getroffen zu haben, der auf ihn einen positiven, einen normalen und keinen versponnenen Eindruck gemacht hatte.

Mit solchen Leuten konnte man arbeiten…

***

Auf dem Bett und unter der Decke bewegte sich etwas. Die dünne, graue Decke wurde in die Höhe gedrückt, sie warf Falten, und für einen Betrachter mußte es so aussehen, als wäre ein Tier dabei, sich unter dem Lacken hervorzuwühlen, wobei es nicht wußte, wo es nun den Ausgang finden sollte.

Es war kein Tier, es war ein Mensch!

Und dieser Mensch hatte noch vor vierundzwanzig Stunden ausgesehen wie ein Mensch. Jetzt war es ein Nichts, ein Wesen, für das es kaum einen Namen gab. Es war ausgelaugt, es war abgeschlafft, man hatte ihm Energie entzogen, Lebensenergie, und die Folgen davon waren so furchtbar, daß Kraft sie nicht akzeptieren konnte.

Er war ein Nichts, er war ein lappiges Stück Etwas, nur mehr ein Bündel, und ein Schatten seiner selbst. Er war ein Monster, das nur mehr aus Knochen und Haut bestand, er hätte tot sein müssen oder sollen, aber er lebte trotzdem.

Wie ein Tier hatte er sich in der Nacht verkrochen. Er war unter die Bettdecke geschlüpft, um von der Dunkelheit gnädig bedeckt zu werden, aber er konnte sie nicht immer aushalten.

Irgendwann mußte er heraus.

Und er kroch hinaus. Seine schlaffen Arme hatten Mühe, die Decke zur Seite zu drücken. Nach einigen Versuchen war es ihm endlich gelungen, er hatte sich teilweise befreit, steckte den Kopf hinaus, wobei er wegen der ungewohnten Helle erst einmal blinzelte und das Gefühl hatte, als bestünden seine Augenlider aus weichem Stoff.

Er sah sein Zimmer.

Ein Schlafraum, nicht mehr als eine Bruchbude. Unaufgeräumt, muffig riechend, und ihm fiel auf, daß er noch immer seine Kleider vom Abend trug.

Eine Hose und ein Hemd, beides viel zu lang und zu groß. Es paßte nicht zu seinem geschrumpften und ausgemergelten Körper. Seine Hände waren ebensowenig zu sehen wie die Füße. Beide steckten noch in den Ärmeln oder den Hosenbeinen.

Er hörte sich selbst atmen, was auch nicht mehr normal klang. Es war mehr ein zischendes Keuchen, er konnte dieses Geräusch nicht richtig einordnen, der folgende Schrei glich mehr einem verzweifelten Wimmern. Bis zur Bettkante kroch er vor, schaute auf den Fußboden, sah unter dem Fenster seine Schuhe stehen, die ihm zu groß waren. Darin konnte er in seiner Lage Kehrtwendungen machen.

Kraft fluchte nicht einmal. Auch dazu fühlte er sich zu schwach.

Man hatte ihm die Energie und das Leben aus dem Körper gesaugt.

Er war zu einem Nichts degradiert worden. Ein Geschöpf aus Haut und Knochen, der Vernichtung näher als dem Leben, und er dachte plötzlich daran, sich selbst zu töten. Eine Schere zu nehmen und sie in seinen faltigen Hals rammen.

Noch immer kniete er auf dem Bett. Dann hob er die Arme und ließ die Ärmel zurückrutschen. Es brachte ja nichts, wenn er auf der Kante hockenblieb und in Selbstmitleid verging. Er mußte weg, zumindest aus dem Bett und durch die Wohnung gehen.

Kraft war ein Mensch, der keine Freunde hatte. Darüber dachte er noch nicht direkt nach, aber er wußte nicht, an wen er sich in seinem Zustand wenden sollte. Es hatte sich herumgesprochen – zumindest glaubte er das – welchem Job er damals nachgegangen war, und er wurde deshalb den Eindruck nicht los, daß ihn die Menschen gemieden hatten. Wenn das stimmte, würden sie ihn jetzt erst recht meiden. Ihn vielleicht auslachen oder ihn zertreten wie einen Wurm.

Egon Kraft ließ sich aus dem Bett fallen. Er landete auf dem Teppich der aussah wie eine schmutzige Matte, die mit all ihren Fasern nach einer Reinigung schrie.

Beinahe wäre er wegen der zu langen Hosenbeine hingefallen.

Kraft konnte sich fangen, schüttelte die Ärmel seines Hemdes zurück und sorgte auch dafür, daß sie in dieser Stellung blieben. Dann erst konnte er nach den Hosenbeinen fassen und sie so hoch ziehen, daß es ihm gelang, normal zu laufen.

Was heißt normal?
Nichts war bei ihm mehr normal. Diese unheimliche Rita Reinold hatte ihn fertiggemacht. Er war kein Mensch mehr, er war das verwundete Tier. Man hatte ihn degradiert, und er konnte sich selbst kaum noch beschreiben.
Wie ein verletzter großer Vogel bewegte er sich aus dem Schlafzimmer weg hinein in den anderen Raum, in dem er sich sonst aufhielt, und wo es auch eine Waschgelegenheit gab, zu der ein Spiegel gehörte.
Kraft war zu klein, um in die leicht angegraute Fläche schauen zu können. Um sich zu erkennen, war er gezwungen, auf einen Hocker zu klettern. Erst dann würde er einen Teil seiner Gestalt sehen können. Das zu lange Hemd störte ihn. Er quälte sich daraus hervor, trug nur sein graues Unterhemd, das ebenfalls wie ein Lappen an seinem Körper herabhing und beinahe die Knöchel erreichte. Aus der Hose stieg er ebenfalls, so konnte er sich einigermaßen bewegen und watschelte in seinem ungewöhnlichen Gang auf den Hocker zu.
Der stand nicht weit vom Waschbecken entfernt. Kraft hob die Arme an, umklammerte mit beiden Händen den Rand und schob den Hocker auf das Waschbecken zu.
Als er mit den Füßen auf der Fläche stand, traute er sich noch nicht, in den Spiegel zu schauen. Er hielt die Augen geschlossen. Er wußte, daß ihm eine furchtbare Überraschung bevorstand. Mit noch immer zugedrückten Augen hob er die Arme an und preßte seine weichen, hühnerklauigen Hände gegen die Wangen.
Kraft schrak zusammen!
Nein, das waren nicht mehr seine Wangen. Was er da spürte, fühlte sich furchtbar an. Wie alte, weiche Lederlappen, die auch zusammengedrückt werden konnten und sich zwischen seinen Fingern hin- und herbewegen ließen. Mit den Spitzen tastete er höher, denn er wollte nach seinen Augen fühlen. Sie waren noch da, sonst hätte er nichts sehen können. Aber sie hatten sich verändert. Waren sie kleiner geworden? Oder hatte sich die Haut mehr überlappt, weil ja so vieles unter ihr fortgezogen worden war.
Kraft wußte es nicht. Er wußte überhaupt nichts, senkte den Kopf und warf einen langen Blick auf seine Hände, die ebenfalls furchtbar aussahen. Ja, es waren weiche Geflügelklauen, nicht mehr und nicht weniger. Widerliche Dinger, für die er kaum eine Beschreibung fand. Etwas Abstoßendes, bedeckt von einer griesigen Haut, so weich, daß sie sich hin- und herschieben ließ.
Kraft schüttelte den Kopf. Er spürte dabei, wie sich auch dort die Haut bewegte und von einer Seite zur anderen klatschte. Man hatte ihn voll und ganz erwischt. Er war von einer unheiligen Person regelrecht fertiggemacht worden, und der letzte Blick stand ihm noch

bevor.
Der Mann wußte ungefähr, was ihn erwartete. Er nahm sich auch vor, nicht zu schreien, gab sich einen Ruck und stellte sich dabei auf die Zehenspitzen.
Dann öffnete er die Augen.
Der Spiegel war nicht mehr der beste, aber er reichte aus, um sein Gesicht widerzugeben.
Egon Kraft dachte nichts. Er war dazu nicht in der Lage. Er stand nur da und starrte. Er war nie stolz auf sein Aussehen gewesen, zu den schönen Menschen hatte er nie gehört, was er jetzt von sich sah, war einfach unbeschreiblich.
Konnte ein Greis so aussehen?
Nein und ja.
Er sah schlimmer aus als ein Greis. Was da mit seiner Haut und dem Gesicht passiert war, spottete jeder Beschreibung. Er konnte und wollte darüber auch nicht nachdenken, so etwas war einfach zu grauenhaft.
Der Kopf hatte eine andere Form angenommen. Die Knochen saßen nicht mehr so wie zuvor. Sie waren ineinandergefallen und weniger geworden, doch die Masse der Haut war geblieben.
Und sie hatte sich verschoben, überlappt, war weich und irgendwo auch schleimig geworden. Sie hing von diesen nicht sichtbaren Knochen herab, von denen sie kaum gehalten werden konnten. Sie hatte tiefe Falten gebildet, die an Deckenteile erinnerten. Die wiederum hingen so weit nach unten, daß seine Lippen kaum zu sehen waren. Das Haar lag auf seinem Kopf wie altes Heu, es hatte sich auch zusammengeringelt, und sein Hals bestand nur mehr aus faltiger Haut.
Er hatte den Mund geöffnet. Der Spiegel zeigte ihm nicht mehr als ein Loch im Gesicht. Aus diesem Loch drangen Laute hervor, die er als Mensch nicht produziert hatte. Kraft kam damit nicht zurecht. Er war zu einem Mittelding zwischen Mensch und Geflügel geworden.
Trotzdem funktionierte sein Gehirn.
Er konnte denken, planen, folgen, er konnte nachvollziehen, was mit ihm geschehen war. Und er war sich in diesem Augenblicke über sein Schicksal im klaren.
Es war der Schrecken an sich. Er hatte ihn erreicht und sich bei ihm festgesetzt. Seine Vergangenheit, die mit dem Blut Unschuldiger geschrieben war, kehrte zurück und rächte sich auf eine Art und Weise, wie er es nie für möglich gehalten hatten.
Noch immer starrte er auf die halbblinde Spiegelfläche, weil er einfach nicht daran glauben wollte, daß es sein Gesicht war, das sich dort abzeichnete. Es war etwas Fremdes, völlig anderes, und in einem Anfall von Wut, Haß oder Zorn riß er die Arme hoch, streckte seine Hände aus und rammte die Spitzen der klauenartigen Hühnerfinger

gegen das weiche Fleisch seiner Wangen.
Wunden entstanden.
Blut spritzte hervor.
Er schaute den kleinen Fontänen zu, und er sah auch wie die rote Flüssigkeit über die Haut rann.
Aus seiner Kehle drang ein Schrei!
Hoch, beinahe quietschend und auch schrill.
Er wollte nicht mehr vor dem Spiegel stehenbleiben. Er konnte nicht hineinschauen. Mit einem Schritt ging er nach rechts, erreichte die Stuhlkante, und knickte genau dort mit dem Fuß ab.
Dann fiel er nach unten.
Es klatschte, als er auf dem Boden landete. Das Geräusch hörte sich für ihn an, als hätte jemand einen mit Wasser gefüllten Gummisack auf die Erde geschleudert.
Egon Kraft blieb liegen. Die Beine angezogen, das Gesicht in den Händen vergraben…

***

Harry Stahl und Franz Jochem hatten ihr Ziel erreicht, und der ehemalige Kommissar mußte schon schlucken, als er das Gebäude sah.
Sie waren aus dem Golf gestiegen und schauten auf die hohen Mauern, die einen Innenhof umgaben.
Der Bau selbst lag in einer Senke und war so einfach nicht zu entdecken, denn er wurde von vier verschiedenen Seiten her durch einen ziemlich dichten Wald geschützt. Daß ein blauer, beinahe schon strahlender Himmel über der Senke lag, empfanden beide Männer als Farce, aber es war eine Tatsache, und der Frühling ließ sich nun einmal nicht zurückhalten, auch wenn die Temperaturen eher winterlich waren.
Es war nur schwer vorstellbar, daß hinter den Mauern Menschen gefangengehalten und zu Tode gequält worden waren, und Harry schüttelte sich bei diesem Gedanken.
Auf den hohen Mauern malten sich noch die Reste der Alarmanlagen ab.
»Ja«, sagte Franz Jochem leise. »Hier habe ich mal gearbeitet, Herr Stahl« Er wischte sich über die Augen, als wollte er die Bilder der Erinnerung wegdrängen. »Das liegt einige Zeit zurück, und ich schwöre Ihnen, daß ich einer derjenigen gewesen bin, die versucht haben, den Gefangenen zu helfen, was später sogar bei den Verhören und den Vernehmungen der ehemaligen Gefangenen schriftlich festgehalten wurde. Wenn Sie wollen, können Sie das alles nachlesen.«
»Ich glaube Ihnen.«
»Danke.«
Harry hielt sein Gesicht in den Wind, der über das alte Gebäude

hinwegwehte. Der ehemalige Kommissar bildete sich womöglich ein, noch das Grauen zu riechen, das zwischen den alten Mauern hing wie die Fetzen vergammelter Kleidung.

»Sollen wir?« fragte er.

»Natürlich. Das Tor ist ja offen.«

Sie gingen. Mit normalen Schritten über einen Weg oder eine Zufahrt, die von tiefen Reifenspuren gekennzeichnet war. Zahlreiche Lastwagen hatten sie hinterlassen. Transporter, die neue Gefangene brachten und andere abholten.

Es war eine Umgebung der Stille, der Bedrückung und Beklemmung. Harry wollte den Vergleich mit einer sterbenden Landschaft eigentlich nicht zulassen, doch er kam immer wieder darauf zurück.

Hier lag etwas im Sterben, hier wurden die Ereignisse unter den schweren Schatten der Vergangenheit erdrückt.

Man hatte das ehemalige Eisentor einfach aus der Mauer herausgesprengt und weggeschafft. Der Blick in den Hof war frei, und zum erstenmal sah Harry Stahl die barackenähnlichen Bauten des Lagers X, die in einem offenen Karree standen und durch Gänge miteinander verbunden waren, wie er von Jochem gehört hatte.

»Wo haben Sie gearbeitet?« fragte Stahl.

Franz Jochem streckte den rechten Arm aus. Er wies über den steinigen Boden auf das rechte der Gebäude. »Dort war mein Arbeitsplatz«, erklärte er mit kratziger Stimme.

»Sie sprachen von einem Bunker.«

Jochem nickte. »Ja, es war ein Bunker. Ich war zumeist unten in der Nähe der Todeszellen. Dort habe ich mich versucht.« Er schüttelte den Kopf. »Es kommt wieder alles hoch, Herr Stahl. Die Gesichter der Gefangenen, ihre Schreie, all ihre Verzweiflung. Ich werde noch immer davon überfallen, obwohl ich gedacht habe, es endlich vergessen zu haben, aber es ist nicht vergessen worden. Dieses Grauen gehört eben mit zu dieser Welt, in der wir leben, und auch ich muß mich damit abfinden. Ich habe schon zu meiner Frau gesagt, daß ich es nie schaffen werde, die schrecklichen Erinnerungen aus dem Kopf zu bekommen. Sie haben sich dort festgesetzt, sie sind einfach da, und sie werden nie mehr verschwinden, weil sie auch ein Teil meines eigenen Unterbewußtseins geworden sind. Verstehen Sie das?«

Harry nickte. Er hatte die Hände in die Taschen geschoben. »Ich kann es Ihnen nachfühlen.«

»Danke.«

»Wofür?«

»Daß Sie mir überhaupt zuhören. Ich bin so froh, einen Menschen gefunden zu haben, mit dem ich über meine Probleme reden kann. Können sie sich vorstellen, daß ich mit allen Erinnerungen und Gedanken immer allein gewesen bin?«

»Ja, das kann ich.«

»Eben. Und jetzt habe ich nun mal die Chance, mit Ihnen zu sprechen. Ich fühle mich – nun ja, ich will nicht eben sagen wohl –, aber es tut gut, nicht allein hier zu sein. Einmal bin ich hergekommen, ich wollte die Schatten loswerden, aber es ging nicht, denn sie kehrten auf eine dramatische Art und Weise zurück.« Sie waren vor dem Eingang der Baracke stehengeblieben. Auch diese Tür war nicht abgeschlossen, und Franz Jochem trat sie nach innen.

»Da ist das Loch«, sagte er. »Da können Sie in die Endstation hineinschauen. Wer hier sitzen mußte, der kam unter zehn Jahren nicht mehr heraus. Viele sind auch gestorben.«

Harry Stahl nickte. Er sagte nichts, denn die Baracken sprachen für sich. Ihr Aussehen, ihr Geruch, all ihre Widerwärtigkeit, das war eine schreckliche Erinnerung. Er ließ seine Blicke an den Mauern entlangstreifen. Er sah dort die Fenster, nein, keine, mehr viereckige Höhlen, Öffnungen, einfach widerwärtig. Dicke Gitterstäbe davor, die auch noch einen Teil des Lichts wegnahmen, damit nichts, aber auch gar nichts die Gefangenen an ihr früheres Leben erinnerten.

»Möchten Sie hineingehen, Herr Stahl?«

»Natürlich.«

»Ich gehe vor«, murmelte Jochem, »denn ich kenne mich hier leider recht gut aus.«

Er duckte sich wegen des niedrigen Eingangs. Harry folgte dem Mann auf dem Fuß.

Schon nach wenigen Schritten nahm er den Gestank wahr, der einfach nicht aus den Mauern wegzubekommen war. Es war ein Geruch, den er nicht beschreiben konnte.

So rochen die Leiden der Menschen, so roch ihr Sterben, ihr Tod.

So rochen vielleicht auch Tränen und Verzweiflung.

Franz Jochem war stehengeblieben. Er drehte sich zu Harry um.

»Es tut mir leid, aber es gibt kein Licht mehr hier. Die Energieversorgung ist abgedreht worden.« Er hob die Schultern. »Was soll's? Ob mit oder ohne Licht, das Grauen bleibt.«

»Stimmt.«

Sie befanden sich noch nicht im Bereich der Zellen. Jochem hatte zwei Lampen mitgenommen. Eine drückte er seinem Begleiter in die Hand, und Harry knipste sie an.

Der helle Strahl war wie ein Arm, der hinein in die Dunkelheit fuhr. Er ließ den Staub sehen, er machte den Schmier und den Dreck sichtbar, der auch innen an den Wänden klebte. Es war alles so verkommen und menschenunwürdig.

Harry schaute dem Schein nach, als er in die kleine Wachbude leuchtete. Dort stand nichts mehr. Alle Gegenstände waren weggeräumt worden, als sollten auch die letzten Erinnerungen an eine

schreckliche Zeit beseitigt werden.
»Ich zeige Ihnen die Zellen.«
»Gut.«
Jochem ging wieder vor.
Es war ein Gang wie ein Alptraum. Eine niedrige Decke. Durch grauen Schmutz und mit zahlreichen Spinnweben verklebt, so daß sie aussah, als hätte sie einen dicken Anstrich bekommen.
Auch auf dem Fußboden hatte sich Schmier gebildet. Beide Männer gingen darüber hinweg wie über eine weiche Masse. Was so aussah wie hier, ist eine Heimat für Ratten, dachte Harry, aber er hörte sie nicht. Kein Fiepen, kein Trappeln kleiner Füße – nichts.
Er war selbst in der DDR aufgewachsen. Er hatte auch von Zuchthäusern gehört, wobei Bautzen einen schlimmen, wenn nicht den schlimmsten Ruf gehabt hatte.
Aber was war Bautzen gegen diese düstere Hölle gewesen, deren Existenz nur wenigen Menschen bekannt gewesen war?
Beinahe ein Nichts, fast schon eine Erholungsstätte.
Die Zellentüren waren noch vorhanden. Einige bestanden aus Gitterstäben, andere widerum waren aus festem Holz oder Metall und hatten in der Mitte eine Klappe.
Keine war mehr verschlossen, und natürlich schaute der Besucher in die eine oder andere.
Was er sah, war menschenunwürdig und erschreckend. Harrys Magen zog sich zusammen. Er konnte nur den Kopf schütteln, wenn er daran dachte, wie die Menschen zu sechst in diesen niedrigen Räumen gehaust hatten, in dem jeweils drei Betten übereinander standen. Es gab eine Toilette in dieser Zelle, die aber verdiente den Namen nicht einmal.
Alles war leer, alles roch, und Harry schüttelte entsetzt den Kopf.
»War das ein Leben?« fragte er Franz Jochem.
Der schüttelte den Kopf. »Nein, Herr Stahl. Nicht einmal für uns. Es ging uns zwar besser als den Gefangenen, doch wer hier seinen Dienst schob, der war zumeist versetzt worden, strafversetzt.«
»Sie auch?«
Jochem schüttelte den Kopf. »Ich nicht. Mich hatten sie abgeworben, weil ich nur wenige Kilometer von hier entfernt wohnte. Das war einzig und allein der Grund.«
Harry räusperte sich. »Diese Bauten liegen zwar einsam, aber so einsam wiederum auch nicht. Hat denn niemand etwas gewußt?«
»Das schon.«
»Aber?«
Jochem winkte ab. »Muß ich Ihnen erzählen, wie man damals etwas abschotten konnte?«
»Nein, eigentlich nicht.«

»Sehen Sie, so ist es doch gewesen. Es gab Gerüchte, mehr auch nicht. Nur Gerüchte. In diese Nähe getraut hat sich kein Mensch, aber diese Zeiten sind vorbei. Wir sollten in den Bunker gehen.«

Harry atmete beinahe stöhnend. »Okay, tun wir das.«

Jochem ging wieder vor und murmelte: »Ich kann Ihnen sagen, daß es die eigentliche Hölle war.« Er schüttelte sich. »Schrecklich.«

Sie mußten den Gang bis zum Ende durchgehen. Dort sahen sie mehrere Türen. Sie führten in verschiedene Richtungen, und der ehemalige Wächter zerrte die in der Mitte auf.

Grabesluft wehte ihnen entgegen. Sie drückte aus der feuchten Tiefe in die Höhe, und der armbreite Lampenstrahl fiel über feuchte, mit Moos bedeckte Steinstufen, die zu einer gefährlichen Rutschpartie werden konnten, wenn man nicht achtgab.

An einem rostigen Geländer hielten sich die Männer fest. Jochem ging nur langsam. »Jede Stufe ist hier mit einer schrecklichen Erinnerung verbunden«, sagte er. Seine Stimme klang anders, dumpfer, als wären Laute von ihr verschluckt worden.

»Ich kann es mir denken.«

Die Strahlen tanzten im Rhythmus der Bewegungen. Sie wischten über die Wände hinweg, sie tasteten gegen die glatten Kanten der Stufen, und sie fielen anschließend auf den feuchten Steinboden eines Ganges, der mehr einem Tunnel glich.

Harry Stahl leuchtete in die Höhe und ließ den Schein an der Decke entlangwandern. Er sah über Putz gelegte Leitungen, er sah noch alte Lampen von denen die meisten allerdings zerstört waren.

Jochem hatte sich gegen die Wand gelehnt, allerdings nur mit dem Ellenbogen. »Hier ist es dann passiert«, flüsterte er.

»Die Hinrichtungen?«

»Ja und nein. Offiziell waren es ja keine, aber ich würde sie auch so bezeichnen.«

»Und wo finden wir die berüchtigte Waschküche?«

»Kommen Sie mit.«

Sie mußten den Gang bis zu seinem Ende durchgehen. Harry fühlte sich mehr als unwohl. Die Decke war ihm zu niedrig. Er hatte das Gefühl, daß sie jeden Augenblick einstürzen konnte und beide Männer unter den Trümmern begraben wurden.

Zum erstenmal sah er die Ratten. Wenn der Lichtschein sie erwischte, huschten sie so schnell weg, als hätte man ihnen Tritte gegeben. Wo sie dann verschwanden, war für die beiden Männer nicht zu erkennen.

Der Weg war lang.

Es war bedrückend, vor allen Dingen für Franz Jochem, der mit seinen schrecklichen Erinnerungen lebte und trotzdem den Mut gefunden hatte, sich an die Öffentlichkeit zu wenden und den Weg wieder hier in diesen Bau zu finden.

Er blieb stehen, den Arm nach vorn gestreckt, und Harry schaute auf den hellen Kreis, der ein Ziel gefunden hatte.

Es war eine Tür. »Sie ist es«, sagte Jochem leise. »Das ist der Zugang zur Waschküche.«

Stahl räusperte sich. Auf seinem Nacken lag der Schweiß wie ein feuchter Film. »Und was kriege ich zu sehen?« fragte er leise. »Bitte, klären Sie mich auf.«

»Nicht viel. Nur einen kalten, leeren gefliesten Raum. Das ist alles.«

»Aber Sie sahen mehr?«

Franz Jochem hob nur die Schultern. »Ja, ich sah mehr, aber darauf sollten wir uns nicht verlassen. Es kann durchaus sein, daß uns so etwas nicht mehr passiert, nehme ich einmal an. Dieses Wesen wird sich nicht nur dann zeigen, wenn wir es wollen.«

»Das mag stimmen.«

»Seien Sie nicht zu enttäuscht, wenn Sie es nicht sehen. Und Ritas Geist sowieso nicht. Er ist erschienen, er ist aus der Wand getreten und verschwunden.«

»Und die Fratze im Hintergrund?«

Jochem hob die Schultern. »Schauen wir mal«, erwiderte er locker, aber seine Stimme kratzte etwas. Er ließ es sich nicht nehmen, die Tür zur »Waschküche« selbst zu öffnen.

Harry war einen Schritt zurückgeblieben. Plötzlich spürte er den Druck seiner Waffe. Die hatte er noch behalten dürfen. Es war zwar nicht seine alte Dienstpistole, aber ein ähnliches Modell, und es war mit geweihten Silberkugeln geladen, wieder eine Erinnerung an frühere Zeiten und an seinen Freund John Sinclair. Vielleicht kehrten diese Zeiten schon bald wieder zurück.

Die Tür gab auf halber Höhe kratzende und quietschende Geräusche von sich, als Jochem sie aufzog. Er mußte etwas mehr Kraft als gewöhnlich aufwenden, aber er schaffte es und trat dann zur Seite, um seinen Besucher einen ersten Blick zu gönnen.

Harry Stahl schaute nicht nur, er leuchtete auch hinein und erkannte, daß Franz Jochem in allem recht behalten hatte.

Es gab diese Kacheln, es gab diese Leere. Es war die Abflußrinne vorhanden, über deren Funktion Harry lieber nicht nachdachte, und er sah auch die Fliesen, die im Licht seiner Lampe einen etwas bläulichen Schein angekommen hatten, als wäre ihre ursprüngliche Farbe vor dem Licht zurückgewichen. Der Staub oder klebrige Schmutz wirkte nicht so schlimm, und auch der Geruch zwischen den kahlen Wänden war ein anderer.

Harry zog die Nase hoch.

»Haben Sie was?«

»Nicht direkt. Ich rieche nur und möchte Sie fragen, ob es schon immer so gerochen hat?«

»Gute Frage.«
»Und? Hat es?«
»Nein, sonst nie.« Jochem hatte die Stirn in Falten gelegt. »Ich kann mir den Geruch auch nicht erklären. Wie riecht es denn?« fragte er sich selbst und gab sich auch die Antwort. »Nach Sauberkeit nicht, aber auch nicht nach Dreck oder Gestank der Toten. Es ist einfach ein anderer Geruch, einer, der nicht in diese Welt hineinpaßt. In diese hier unten, meine ich.«
»Sehr gut gesprochen.«
»Wie meinen Sie das?«
»Ein anderer Geruch«, flüsterte Harry. »Einer, der uns Menschen deshalb fremd ist, weil er nicht aus dieser Welt stammt, sage ich mal.«
Das begriff Jochem nicht. Er sprach dies auch deutlich aus, was den ehemaligen Kommissar lächeln ließ. »Wissen Sie, es ist ja so, mein lieber Jochem. Wenn Menschen denken, daß ihre Welt die einzige ist, die existiert, sind sie dumm und überheblich. Es gibt noch welche außer der sichtbaren, und das sind nicht wenige.«
»Wie meinen Sie das?«
»Andere Dimensionen.«
»Das Jenseits?«
»Auch. Ich denke dabei mehr an Geisterwelten. Totenreiclie. Metaphysische Areale, die ebenfalls bewohnt sind, und von denen Sie auch einen Eindruck erhalten haben. Wenn Sie ehrlich sind, hat sich für Sie für kurze Zeit ein Tor geöffnet.«
»Sie meinen die Fratze?«
»Und auch den Geist der Rita Reinold.«
Franz Jochem schauderte zusammen. »Himmel«, flüsterte er, »Rita ist hier gestorben. Ich war selbst dabei, als man ihre Leiche wegschaffte. Alle Toten wurden in der Nähe begraben, aber kein Stein und kein Kreuz ziert diese Stelle. Deshalb kann ich es mir nicht vorstellen, daß sie zurückgekehrt ist, obwohl ich sie ja mit eigenen Augen gesehen habe. Oder ihren Geist.«
»Eben.«
»Der ist dann aus einer anderen Welt gekommen.«
»Davon dürften wir ausgehen.« Harry Stahl leuchtete die Wände an. Er suchte nach irgendeinem Hinweis, nicht nur auf den Geist der Rita Reinold, sondern auch nach dem Fleck, aus dem die Fratze hervorgetreten war. Aber da war nichts. Nur glatte, etwas hellblau schimmernde Fliesen mit ebenfalls hellen Fugen dazwischen. Es war und blieb ein Rätsel, und Harry sah auch keine Chance, die andere Seite zu locken.
Wäre John Sinclair bei ihm gewesen, sähe es anders aus, aber der Geisterjäger hielt sich in London auf und wartete auf Harrys Bericht.
Es sah für ihn nicht günstig aus.

Das spürte auch Franz Jochem, denn als Harry die Lampe sinken ließ und das Licht einen Kreis auf den Boden zeichnete, sagte er: »Ist nicht so gut, wie?«
»Leider.«
Jochem hob die Schultern. »Ich habe getan, was ich konnte, glauben Sie mir.«
»Moment, Ihnen macht niemand einen Vorwurf.« Harry legte seinem Nachbarn die Hand auf die Schulter. »Aber lassen wir den Augenblick der Erscheinung mal weg. Diese Person ist aus der Wand getreten, Sie haben Ritas Geist gesehen, und er verschwand.«
»Ja.«
»Wohin?«
»Keine Ahnung, Herr Stahl.«
»Hören Sie auf, sagen Sie Harry.«
»Okay, Harry, ist gut. Er verschwand.« Jochem drehte sich und deutete durch die Tür. »Er muß in den Gang hineingewischt sein. Ja, das ist er sogar, und ich bin überzeugt, daß wir Ritas Geist in diesem Gemäuer nicht mehr finden werden.«
»Ja, davon gehe ich aus. Stellt sich nur die Frage, wo er sich hingewandt hat?«
Jochem hob die Schultern. Im bleichen Licht sahen die Gesichter der beiden Männer käsig aus. »Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen, Harry.«
»Wobei ich eine Idee habe.«
»Dann bitte.«
»Es ist doch so. Niemand erscheint nur zum Spaß. Hinter jeder Materialisation steckt ein Motiv, ein Grund. Das wird auch bei dem Geist der Rita Reinold so gewesen sein. Sie ist zurückgekehrt, um in dieser Welt eine Aufgabe zu übernehmen.«
Jochem war plötzlich nervös geworden. Es mochte daran liegen, daß sich die Überlegungen des ehemaligen Kommissars wieder auf einem realen Boden bewegten. »Was könnte der Grund für diese Rückkehr der Rita Reinold gewesen sein?«
»Rache!«
Die Antwort hatte nur aus einem Wort bestanden, und Franz Jochem schnappte nach Luft. Er ging zwei Schritte zurück, bis er den Widerstand der Wand spürte. »Himmel, Harry, was ist…?«
»Ja, Rache.«
»Wofür?«
»Für das, was man ihr angetan hat. Man hat sie als Mensch gedemütigt, man hat sie gequält und zuletzt sogar getötet. Das kann sie nicht auf sich sitzen lassen, deshalb ist sie zurückgekehrt. Sie will Rache an ihrem Peiniger nehmen.«
Franz Jochem hatte den Kopf gesenkt und schüttelte ihn. Im selben

Rhythmus bewegte er auch die Hände. »Tut mir leid. Harry, aber daran kann ich nicht glauben. Wo kämen wir denn hin, wenn jeder Tote wieder als Geist zurückkehrt und Rache nimmt.«

»Nicht jeder.«

»Sondern?«

»Nur welche, die die Macht dazu haben.«

Auch diese Antwort war etwas zu viel für den guten Franz Jochem. Er preßte die Hände gegen seinen Kopf, als wollte er nichts mehr hören, hatte die Ohren allerdings freigelassen. »Ich komme nicht mit, Harry. Sie reden da von Dingen, die ich nicht verstehe. Vielleicht auch deshalb nicht, weil ich mich nie damit beschäftigt habe. Das sind eben im wahrsten Sinne des Wortes andere Welten für mich.«

»Stimmt.«

Jochems Hände sanken wieder nach unten. »Können Sie es mir denn erklären?«

Der ehemalige Kommissar hob die Schultern. »Das wird schwer sein. Ich will es zumindest versuchen, denn auch ich bin nicht der Fachmann, für den Sie mich vielleicht halten. Fangen wir mal so an, Franz. Es gibt Menschen, die schon zu ihren Lebzeiten Kontakt zu anderen Welten haben. Die sich mit Magie beschäftigen, die hinter die Dinge schauen, die durchaus auch als Medium geeignet sind. Nicht alles, was in diesbezüglichen Gazetten beschrieben wird, ist Unsinn. Man muß da schon zu unterscheiden wissen. Möglicherweise hat Rita Reinold unterschieden. Ich gehe zumindest davon aus, daß sie zu Lebzeiten Kontakt zu andere Welten oder Reichen hatte.«

»Das weiß ich nicht.«

»Was wissen Sie schon von Ihr?«

Franz starrte Harry Stahl an. »Eine gute Frage. Wenn ich näher darüber nachdenke, nichts. Oder viel zu wenig. Man müßte in ihrer Akte nachschauen, wer sie war, was hinter ihr steckte. Vielleicht kommen wir ihr dann auf die Spur.«

»Das ist nicht schlecht gedacht.«

»Aber weiter, bitte.«

Harry gestattete sich ein Lächeln. »Schön«, sagte er, »gehen wir einmal davon aus, daß bei Rita Reinold dieser Kontakt bestanden hat. Dann wird sie auch zu Lebzeiten vorgesorgt haben.«

»Sie meinen für den Tod?«

»Ja, eine Art von Testament. Ich weiß zuwenig über sie. Wir müssen da Nachforschungen anstellen. Möglicherweise ist sie auch wegen dieser Praktiken hier eingesperrt worden. Das alles hängt in der Luft, das alles dürfen wir nicht aus den Augen lassen.«

»Wie auch ihre Rache.«

»Die ganz sicher.«

Jochem überlegte. »Himmel«, sagte er, »an meiner Person hat sie sich

nicht gerächt.«

»Warum auch?«

»Ja, warum?« murmelte Jochem. »Es gibt sicherlich andere Menschen, denen sie Rache geschworen hat.«

»Und die Sie kennen müßten.«

Franz Jochem wankte zurück. Er war sehr nervös geworden und wischte die Handflächen an seinen Hosenbeinen ab. »Herrjeh, hier haben Menschen gearbeitet, die den Namen Menschen nicht mal verdienen. Wenn ich daran denke, dann…«

»Ich brauche Namen, Franz.«

»Klar, das verstehe ich. Einen Namen werde ich nie vergessen. Er war der Chef hier unten…«

»Wie hieß er?«

»Egon Kraft!«

»Und?«

Franz Jochem schüttelte sich allein bei der Erinnerung. »Kraft war ein menschliches Schwein. Er war ein Sadist der übelsten Sorte, falls es da überhaupt noch Unterschiede gibt. Er hat die Gefangenen gequält, und er hat sie letztendlich auch getötet. Man kann sagen, daß er Rita Reinolds Mörder ist.«

»Gut, Franz. Wir werden herausfinden müssen, wo dieser Kraft wohnt. Oder wissen Sie das?«

»Damals hat er im nächsten Ort gehaust. Wo er hingezogen ist, weiß ich nicht.«

»Das herauszufinden, dürfte kein Problem sein. Uns stehen Hilfsmittel zur Verfügung und…« Harry Stahl sprach nicht mehr weiter, denn er hatte etwas gespürt. Es war ein kalter Strom gewesen, der über seinen Nacken hinweggeweht war.

Auch Jochem hatte ihn bemerkt und sich sogar gebückt, als könnte er der nächsten Ladung entwischen. Langsam drehte er sich um, weil er dorthin schauen wollte, wo die Fratze an der Wand erschienen und Ritas Geist ins Freie geschwebt war.

Beide sahen sie den dunklen Fleck.

Zu zweit strahlten sie dagegen, und sie hatten den Eindruck, als würden die Lichter von einer bösen, nahezu lebendigen Finsternis kurzerhand aufgesaugt.

Das war nicht alles.

Der Fleck bekam Konturen, erhellte sich etwas, blieb aber noch düster. Aus ihm wurde ein Gesicht mit einem Maul, das sich plötzlich bewegte und erste Worte zischend ausstieß.

»Hütet euch! Hütet euch vor der Rache des Pandämoniums…«

***

Egon Kraft fühlte sich nicht mehr als Mensch und auch nicht als Tier.

Er war ein Ding zwischen beiden Polen, ein Zwitter, der sich wegen seines Aussehens in der normalen Welt eigentlich nicht mehr blicken lassen durfte, aber dennoch nicht wußte, wohin er sollte.

Sein Gehirn funktionierte. Er konnte denken, überlegen, planen, Vergleiche ziehen und natürlich handeln. Das alles brachte ihm nichts ein. Er steckte in der Klemme. Er war weder das eine, noch das andere. Er war als verändertes Wesen ein Gefangener in der eigenen Wohnung.

Die menschlichen Bedürfnisse waren geblieben.

Hunger, Durst, er mußte mal zur Toilette, doch all dies würde er auf das Wesentliche und Geringste reduzieren müssen. Der Schock hatte ihn tief getroffen, er war schrecklich durcheinander gewesen, er war durch die Wohnung gelaufen, und bei jedem Schritt hatte sich seine herabhängende lappige Haut bewegt und ein Geräusch erzeugt, als wäre sie immer gegen die Knochen geklatscht.

Kraft wollte sich an die nahe Vergangenheit nicht mehr erinnern.

Es hatte ihn erwischt, und dabei war es geblieben. Er steckte in einer neuen Lage, und damit mußte er fertig werden.

Das Schreien, das Toben, das irre klingende Brüllen hatte alles nichts gebracht, verändert worden war nichts, und so mußte er das Beste aus seiner Lage machen.

Er würde sich ernähren müssen, doch womit?

Kein Problem für einen normalen Menschen, in seiner Lage aber baute sich dieser Gedanke zu einem nahezu unüberwindlichen Hindernis auf. Kraft ärgerte sich jetzt darüber, daß der Kühlschrank so hoch stand. Bei seiner Größe kam er nicht an den Griff.

Also schob er einen Stuhl in die Nähe des Geräts, zerrte die Tür auf – normal ein Kinderspiel – doch seine Kräfte hatten ihn verlassen. Als der Magnetverschluß die Tür endlich freigab, geriet Kraft auf dem Stuhl ins Taumeln und konnte sich an der Lehne halten.

Der erste Blick in den Kühlschrank deprimierte ihn. Da war nicht mehr viel zu sehen, das seinen Hunger gestillt hätte. Bier war genug vorhanden, einige Dosen noch, ein Stück Speck, auch etwas Käse. Er holte beides hervor. Er aß den Speck, er aß den Käse, wobei er auf dem Boden saß, und er hätte am liebsten beides ausgebrochen. Beim Kauen wackelte seine Gesichtshaut im selben Rhythmus.

Kraft trank auch. Die Bierdose hielt er mit beiden Händen fest. Er hatte den Eindruck, als würde sie von Gräten umklammert und nicht von seinen Fingern.

Er wollte fluchen.

Statt dessen trank er.

Die Dose war schnell leer.

Eine zweite stand bereit. Er riß die Lasche auf, schluckte wieder und stieß auf. Egon Kraft war ein Mensch, der einen Stiefel vertragen

konnte. In diesem Fall allerdings spürte er den Alkohol schon nach der zweiten Dose Bier. Jemand hatte ihm mit einem Hammer auf den Kopf geschlagen. Es fiel ihm schwer, einen Gedanken zu fassen, er war müde geworden, schob die leeren Dosen unter den Tisch, dann schwankte dieses lappige Etwas auf das Bett zu, um sich hinzulegen. Er kroch jedoch nicht mehr hinein. Auf dem schmutzigen Teppich neben dem Bett blieb er liegen und schlief ein.

Gegen Mittag erwachte Kraft. Es mußte Mittag sein, denn nur zu dieser Zeit schien die Sonne in einem bestimmten Winkel in das Zimmer. Der Veränderte setzte sich hin. Er hob die Arme an und preßte die Hände gegen die Schläfen, denn Kopfschmerzen quälten ihn.

Kraft stöhnte durch den offenen Mund. Die Haut zuckte, seine Augen waren schwer geworden. Blei hing an den Lidern, er fühlte sich wie ausgewrungen, aber Schlaf tut immer gut. Auch bei einem Menschen, der so verändert war wie er.

Seine Gedanken kehrten zurück. Sie wirbelten durch seinen Kopf, und er dachte abermals über seine Lage nach, die sich nicht verändert hatte. Auf dem Boden blieb er hocken. Mit beiden Händen strich er durch sein Gesicht, als wollte er noch einmal die Veränderung genau auskosten. Den Mund hatte er nicht geschlossen. Aus ihm hervor strömten Laute, die an ein Keuchen und Weinen erinnerten. Da mischte sich alles mögliche, und Kraft dachte an die Zukunft.

Für ihn sah sie nicht nur grau aus. Sie lag pechschwarz und chancenlos vor ihm. Er war kein Mensch mehr. Eine Kreatur hatte ihn gedemütigt und zu dem gemacht, als daß er jetzt auf dem Boden hockte und dumpf vor sich hinsichte.

Man hatte ihn fertiggemacht. Jemand war aus der Welt der Toten zurückgekehrt, ein Geist, ein Etwas oder was immer es auch sein mochte. Und dieser Geist hatte ihn ausgesaugt, ihm die Kraft genommen, ihn seiner Energien beraubt und zu einem geflügelähnlichen Etwas degradiert.

Als wollte er sich die Bestätigung dessen holen, streckte er seinen Arm aus und schaute auf die Hand mit der lappigen Haut, die sich, wenn er wollte, sogar über die Fingernägel schob.

Auch im Gesicht bewegte sich etwas, als er den Mund verzog. Es waren ja nicht nur die Lippen, die diesen Namen kaum verdienten, es war auch die Haut, die herabhing und hin- und herschwankte, als wäre sie mit kleinen Gewichten beschwert.

Seine Haare waren zum Glück nicht mehr vorhanden, aber die Glatze gab es auch nicht mehr in ihrer alten Form. Auf seinem Kopf konnte er die Haut zusammendrücken wie die Oberfläche von Pudding.

Er schrie vor Wut. Dabei hatte er den Kopf zurückgelegt, der offene Mund zitterte, und ein Beobachter hätte ihn sicherlich mit dem

Schnabel eines Vogels verglichen.

Irgendwann hörte das leise Schreien auf. Es sackte ab zu einem Wimmern. Bei Kraft kehrten die Erinnerungen und die Gedankenströme wieder zurück.

Hatte er dieses Aussehen verdient? War es wirklich sein Schicksal gewesen, so zu enden?

Menschen wie er hatten immer nur subjektiv gedacht. Ihnen fehlte einfach die Objektivität, und wer eine derartige Arbeit verrichtet hatte wie er, konnte nur subjektiv und auch menschenverachtend denken. Deshalb dachte Kraft an die Zeit, die er als Chef des Bunkers erlebt hatte. Die Bilder stiegen wieder vor seinen Augen hoch.

Exakte Erinnerungen, denn fast jedes Detail sah er überdeutlich. Da waren die Gefangenen, die er in die Waschküche hineingeführt hatte.

Wie viele es gewesen waren?

Er hatte nicht nachgezählt, aber in den Jahren waren schon einige zusammengekommen. Er war für seine Härte berühmt und natürlich berüchtigt gewesen, und er hatte seine Funktion weidlich ausgenutzt, insbesondere Frauen gegenüber, die er mehr als einmal gezwungen hatte, ihm zu Willen zu sein.

Er hatte sie körperlich und seelisch gequält, es hatte ihm Spaß bereitet, und es gab die unterschiedlichsten Typen unter den Gefangenen. Manche Frauen waren viel härter gewesen als die angeblich harten Männer. Sie hatten ihm die Zähne gezeigt, doch eine von ihnen hatte alle anderen übertroffen.

Das war Rita Reinold gewesen.

Genau die Person, die wieder erschienen war.

Warum?

Er erinnerte sich, und für den auf dem Fußboden hockenden Kraft verschwammen die Wirklichkeit und die Erinnerung miteinander.

Das letztere drückte sich durch, und wie in einem schrecklichen Film sah er die Bilder wieder vor sich…

***

Erinnerungen!

Es war an einem Morgen gewesen. Irgendwann mitten in der Woche, und die Glatze hatte die große Runde gedreht und dafür gesorgt, daß die Gefangenen an die Arbeit getrieben wurden.

Sie mußten alte Metallteile entrosten, sie mußten löten, sie mußten irgend etwas herstellen, das kaum jemand benötigte, aber sie wurden zur Arbeit angehalten.

Es gab nur wenige, die sich sträubten oder krank spielten, und eine davon, die härteste von allen, war Rita Reinold.

Vor ihrer Zellentür blieb er stehen. Auf seinem Gesicht zeichnete sich ein Lächeln ab. Er hatte diese Person am Morgen unter die Dusche

geschickt, und jede Insassin wußte, was das zu bedeuten hatte.
Man würde sich mit ihr beschäftigen.
Heute war sie dran.
Die Person hatte ihn genug geärgert. Sie hatte nie viel gesagt, ihn nur angeschaut, das allerdings mit einer Verachtung im Blick, der ihn beinahe wahnsinnig gemacht hatte.
Auch als er die Zelle betrat, die sie mit fünf weiteren Gefangenen teilte, schaute sie ihn wieder an. Die anderen Frauen waren zur Arbeit gegangen, Rita aber hockte auf ihrer unteren Pritsche, hatte den Blick erhoben und schaute gegen die Tür.
Die Glatze blieb dort stehen.
Tief durchatmen, den Brustkorb aufblähen, zeigen, wer hier das Sagen hatte.
Rita trug nicht ihre normale Kleidung. Sie war ihr, während sie duschte, abgenommen worden. Als Fetzen konnte man ihren Aufzug nicht bekleiden. Wer wollte, konnte es als eine Mischung zwischen Abendkleid und Totenhemd ansehen.
»Da bin ich«, sagte er.
Rita erwiderte nichts. Sie verschränkte die Arme vor der Brust, denn der Ausschnitt war sehr tief, was Egon Kraft schon mit großer Genugtuung festgestellt hatte.
»Hier bleiben wir nicht«, sagte er.
Rita hob nur die Schultern.
Es gefiel Kraft nicht, daß sie so lethargisch war. Er hätte lieber eine Frau gehabt, die sich wehrte, aber was nicht wahr, konnte ja noch kommen. »Steh auf!«.
Sie stand auf.
Noch immer hielt sie die Hände vor der Brust verschränkt. Das blieb auch so, als sie auf sein Fingerzeichen näher an Kraft herantrat, der dann mit einer Hand ihre Gelenke packte und die Arme vor ihren Körper nach unten drückte. Er grinste dabei. Auch jetzt leistete sie keinen Widerstand, und als er seine linke freie Hand tief in den Ausschnitt hineinschob und ihre Brüste begrapschte, da tat sie ebenfalls nichts, schloß nur die Augen.
»Heute bist du dran!«
»Du bist ein Schwein, Glatze, und du wirst es bereuen!«
Kraft zuckte zusammen. Mit dieser Antwort hätte er nicht gerechnet. Er spürte wie es in ihm hochstieg, als hätte sein Blut Temperatur bekommen, und er schnappte regelrecht nach Luft. »Was… was hast du da gesagt, du kleine Nutte?«
»Wollten wir nicht gehen?«
Egon Kraft lachte. »Klar wollten wir gehen, und weißt du auch, wohin wir gehen werden?«
»Ich kann es mir denken.«

»Wohin?« schrie er.
»In die Waschküche!«
Er lachte einige Male hart. »Klar, sehr richtig, wunderbar. Wir werden in die Waschküche gehen. Ich hoffe, man hat dir bereits von ihr berichtet. Es ist mein Lieblingszimmer, mein kleiner Spielraum, aber auch ein Sterbezimmer, das darfst du nicht vergessen. Die Personen, die ich dorthin führe, die vermißt keiner mehr. Die waren schon tot, als sie hier eingeliefert wurden.« Er lachte wieder, denn dafür war er bekannt. Für diese perverse Schadenfreude, die er empfand, wenn andere Menschen sich fürchteten.
Er wollte auch, daß sich Rita Reinold fürchtete, sie aber zeigte ihm diesen Ausdruck nicht. Sie sagte nichts und blieb gelassen, beinahe teilnahmslos.
Das ärgerte Kraft. Er stieß sie auf die Tür zu. Den weiteren Weg bis zur Waschküche begleitete er mit Drohungen und finstern Flüchen.
Er war der Chef auch von diesem Trakt. Ansonsten taten hier nur Frauen ihren Dienst, die ebenfalls den Druck der Glatze hin und wieder zu spüren bekamen.
Manchmal durfte auch Jochem kommen. Er war so etwas wie ein Kalfaktor. Er brachte Dinge, die unbedingt gebraucht wurden. Mal ein Pflaster, mal einen Verband oder die primitivsten Hygiene-Artikel. Er versuchte dann immer, die Gefangenen durch seine Worte aufzumuntern, was die Glatze natürlich nicht hören durfte.
Sie gingen in die Hölle.
So nannte die Glatze den unterirdischen Bereich, in dem er sich am wohlsten fühlte.
Eine Steiltreppe führte in die Tiefe. Sie war ausgetreten und sehr schlüpferig, was den Mann nicht kümmerte, denn er hielt sich am Geländer fest.
Rita ging vor.
Schritt für Schritt näherte sie sich der verfluchten Waschküche, deren Wände schon so viel Leid gesehen hatten. Sie wußte nicht, wie dieser Raum aussah. Es gab Gerüchte, aber die unterschieden sich auch. Die einen sprachen davon, daß dort Folterinstrumente aus dem Mittelalter standen, die anderen waren der festen Überzeugung, daß in der Waschküche nur ein Punkt wichtig war.
Die Stelle am Boden, wo der oder die Gefangene sich hinstellen mußte, um erschossen zu werden.
Rita Reinold machte sich keine Gedanken darüber. Sie war äußerlich und innerlich cool. Nur einmal warf sie einen Blick zur Decke, als der Mann hinter ihr das trübe Licht eingeschaltet hatte.
Er schloß wenig später die Tür auf. Dabei hatte er den Kopf schief gelegt und schaute zur Seite, um Rita Reinold ansehen zu können, in deren Gesicht sich noch immer nichts regte. Sie blieb sehr gelassen,

der Blick war ins Leere gerichtet. Zwar schaute sie gegen die Tür, die sich langsam öffnete, aber ihre grünen, klaren Augen sahen in Wirklichkeit hindurch.

»Du darfst eintreten!« flüsterte die Glatze.

Rita ging vor.

Sie betrat dieses kalte, viereckige, fensterlose Loch, und sie bekam dabei keinen Schreikrampf wie andere vor ihr. Sie ging hinein wie in ein normales Zimmer, war nur etwas irritiert, als über ihr einige Lichter zuckten, die sich dann beruhigten, so daß eine Leuchtstoffröhre ihr kaltes Licht ausstrahlen konnte.

Kaltes Licht gegen kalte Fliesen.

Ansonsten war nichts in dieser Zelle vorhanden. Bis auf die leicht angeschrägte Rinne an der rechten Seite, an deren Ende sich ein Ausfluß befand. Auf dem Boden der Rinne zeichnete sich eine dunkle Spur ab, ein langer Streifen, und man brauchte nicht viel Phantasie, um sich diese Reste erklären zu können.

Egon Kraft schloß die Tür.

Rita hörte dieses Geräusch und blieb stehen.

»Dreh dich um!«

Sie tat es.

Die Glatze stand vor ihr. Die Glatze grinste sie an. In den Augen funkelte ein lüsterner Ausdruck, und die Flügel der Nase blähten sich, als der Mann Luft holte. »Du weißt, was jetzt passiert, Süße?«

»Nein!« erwiderte Rita wider besseres Wissen.

Das Grinsen im Gesicht des Mannes nahm an Breite zu. »Wir sind allein, nur wir beide, und wir haben Zeit. Du hast mir schon immer gefallen, aber ich habe mich zurückgehalten, denn ich mußte erst noch deine Akte richtig studieren. Der Grund deiner Einlieferung hat mir nicht gefallen. Ich konnte ihn nicht nachvollziehen. Dort stand, daß du mit gewissen Kräften und Mächten Verbindungen aufgenommen hast. Stimmt das?«

»Es ist die Wahrheit.«

»Welche waren oder sind das?«

Rita antwortete nicht sofort. Sie schaute zu Boden. Ihre Augenbrauen wanderten aufeinander zu, und sie sagte mit leiser, aber deutlich zu verstehender Stimme: »Frage lieber nicht danach, Kraft. Rühre dieses Thema nicht an.«

»Und warum nicht?«

»Es ist nicht gut.«

»Für dich, wie?«

»Nein, für dich!«

»Toll!« Kraft nickte. »Ich finde es einfach toll, daß du um mich besorgt bist, aber ich will endlich wissen, von welchen Mächten da gesprochen wurde. Man hat dich sogar als Medium oder als Hexe

bezeichnet. Kannst du hexen?«
»Du sollst nicht weiterfragen.«
»Ich will es aber!« schrie er, ging vor und schlug ihr blitzschnell ins Gesicht, wobei er noch lachte, denn die Frau hate keinerlei Anstalten getroffen, dem Schlag auszuweichen. Sie hatte ihn hingenommen und kein Wort gesagt. Noch einmal schlug er zu. Härter diesmal, und Rita wurde nach links geschleudert, auf die Rinne zu, wo sie dann mit der Schulter gegen die Wand prallte.
Sie hörte Krafts Lachen. Er klatschte in die Hände. Er fand alles toll, was er ihr auch sagte. »Was ist denn nun mit der Hexe? Bist du eine? Ich glaube nicht, daß du eine Hexe bist, dann hättest du dich anders verhalten. Dann hättest du die Schläge abwehren müssen. Du hast es nicht getan, du hast sie hingenommen, so bist du keine Hexe, verdammt!«
Rita rieb ihre getroffene Wange und schwieg ansonsten. Ihr Gesicht zeigte keinen Ausdruck, aber in den Augen lag eine harte Kälte, mit der Kraft nicht zurechtkam. Beinahe hätte er sich vor diesem Ausdruck sogar gefürchtet.
Er mußte sich selbst aufbauen und sagte deshalb: »Niemand wird dich vermissen, hörst du? In dieser Akte steht, daß keiner um dich trauern wird. Niemand hat dich bisher besucht, und es liegt an mir, ob ich dich töten werde oder dich leben lasse. Ich kann dir die Kugel durch den Schädel schießen, ich kann dich auch langsam sterben lassen oder dich gesund aus der Zelle entlassen. Es liegt einzig und allein an dir, wie ich reagieren werde.«
Sie schwieg.
Egon Kraft gab ihr einige Sekunden. Erst dann regte er sich wieder. Er griff unter die Uniformjacke, wo er seine Pistole verborgen hielt. Mit einer nahezu lässigen Bewegung holte er die Luger hervor, hob sie an und streckte den Arm aus. Er zielte genau auf die Stirn der Frau vor ihm. »So, und jetzt zieh dich aus!«
Rita schüttelte den Kopf.
»Du sollst dich ausziehen!« Seine Stimme klang knurrend. Die Drohung darin war nicht zu überhören.
»Nein!«
Kraft schoß.
Rita zuckte nicht einmal zusammen, als die Kugel dicht neben ihrem Kopf gegen die geflieste Wand prallte und von dort als Querschläger wegsurrte. Sie wurde ebenso wenig getroffen wie auch die Glatze, aber dieser Schuß war so etwas wie eine letzte Warnung gewesen. Als die harten Echos verklungen waren, sprach er wieder.
»Die nächste Kugel setzte ich mitten in deine Stirn, und sie wird dir das Gehirn aus dem Schädel treiben!«
Der Mann hatte nicht damit gerechnet, eine »Antwort« zu

bekommen. Um so verwunderter war er, als er die Stimme der Frau hörte.

»Ich möchte dich trotz allem warnen. Laß es sein. Bring mich wieder zurück in die Zelle. Es wird keinen Sinn haben. Ich werde dich überleben, wie auch immer. Du aber wirst den Schrecken der Hölle schon auf dieser Welt sehr genau kennenlernen.«

Eigentlich hatte Egon Kraft vorgehabt, lauthals zu lachen, wie er es immer tat, wenn Gefangene versuchten, sich zu verteidigen. In diesem Fall lachte er nicht, denn derartige Worte hatte er noch nie vernommen. Sie waren ihm einfach fremd, nicht nur das. Seltsamerweise sorgten sie bei ihm für ein Gefühl der Beklemmung, als wäre nicht er der Boß, sondern diese Frau.

Trotzdem war er der Boß. Das wollte er ihr zeigen, und er riß sich zusammen. »Wieso die Hölle?« Sein Lachen klang scharf, dennoch etwas unsicher. »Die Hölle werde nicht ich erleben, sondern du. Denn nach deinem Tod wirst du in der Hölle landen. Ich habe genau gelesen, für was man dich hält. Für eine Hexe. Und Hexen landen beim Teufel, das ist seit altersher bekannt, und das solltest du wissen.«

»Ich bin anders.«

Kraft grinste schief, als er sie wieder lüstern anschaute. »So siehst du mir aber nicht aus, Süße.«

»Doch – glaube es mir.«

»Weg mit dem Fetzen!« Der Mann war es leid. Er hatte lange genug geredet und Zeit vertan. Er wollte diesen Körper endlich fühlen und genießen. Niemand sollte ihn davon abhalten. Die Erschießung war nur ein Bluff gewesen. Er steckte die Waffe wieder weg, rieb seine Hände und ging auf Rita zu.

Sie erwartete ihn.

Nichts tat sie. Ihr Blick war auf sein gerötetes Gesicht gerichtet.

Trotz der Kälte lag Schweiß auf seiner Haut. Der Blick seiner Augen zeigte eine gewisse Wildheit, wie sie nur Männer zu eigen ist. Als er nahe genug heran war, streckte er die Arme aus und legte die Hände auf die Schultern der Gefangenen. Das Kleid wurde von zwei schmalen Trägern gehalten. Er brauchte sie nur zu den Seiten zu schieben, dann fiel der Stoff nach unten, und sie stand nackt vor ihm.

Es blieb beim Vorsatz, denn plötzlich spuckte sie dem Mann ins Gesicht.

Egon Kraft bekam diesen Speichelstrahl voll mit, der sich auf dem Gesicht verteilte, auch in seine Augen drang das Zeug.

Sekundenlang war er unfähig, sich zu bewegen. Durch seinen Kopf rasten die Gedanken wie kurze Blitze. Es war ihm schon einiges widerfahren, so etwas jedoch noch nicht.

Die Wut stieg in ihm hoch. Dieses heiße Gefühl vertrieb die Gedanken, und seine Hände rutschten von den Schultern ab. Der

Speichel klebte noch immer in Krafts Gesicht, als er mit der rechten Hand ausholte, eine Finte, denn er schlug mit der linken zu.

Sie hatte er zur Faust geballt, und die Gefangene konnte dem Schlag nicht ausweichen. Die Faust wuchtete gegen den Kopf. Wie eine Puppe flog sie zur Seite. Dabei drehte sie sich noch, übersah den Rand der Rinne, knickte mit dem Fuß ab und prallte noch einmal gegen die Wand, wobei ihr Kopf einen zweiten Schlag abbekam.

Dann sank sie zu Boden. Wie ein gestürzter Engel fiel sie auf die kalten Fliesen der Rinne, blieb verkrümmt liegen, ohne sich zu rühren. Kraft stand in der Nähe, die Unterlippe vorgeschoben. Er rieb dabei seine Handknöchel.

»So«, sagte er. »Das hast du dir selbst zuzuschreiben gehabt. Glaube nur nicht, daß es für dich vorbei ist, glaube es nur nicht. Du wirst dich noch wundern.«

Er war innerlich aufgewühlt, mußte erst zur Ruhe kommen, bevor er sich weiter um diese Frau kümmern konnte. Aus einer Blechdose holte er einen Zigarillo hervor und zündete ihn an. Nach ein paar Zügen fühlte er sich besser.

Dann ging er auf die Rinne zu und bückte sich. Er wollte sie nicht dort liegenlassen, zerrte den schlaffen Körper hervor und legte ihn vor sich auf den Rücken.

Die rechte Seite des Kopfes war gerötet. Da zeichnete sich der Treffer überdeutlich ab. Ansonsten war die Gestalt bleich und auch reglos, wie eine Tote.

Der letzte Vergleich gefiel ihm überhaupt nicht. Er sank in die Knie und wischte dabei den Rest ihres Speichels aus seinem Gesicht.

Dann faßte er sie an der Schulter, rüttelte sie, aber die Frau reagierte überhaupt nicht.

»He, tu nicht so!«

Sie blieb stumm.

Er fluchte und versuchte es erneut.

Wieder bekam er keine Reaktion.

Starr blieb er hocken, um ihr in die Augen zu schauen.

Was war das? Er sah keinen Ausdruck mehr darin. Sie waren starr wie Glaskugeln, die jemand hineingeschoben hatte. Keinen Ausdruck, diese Leere.

Egon Kraft hatte schon einige Tote gesehen. Dennoch schlug sein Herz schneller als gewöhnlich, als er in dieses Gesicht schaute. Es gab keinen Zweifel, Rita Reinold war tot.

Er hatte sie erschlagen!

***

Wie lange Egon Kraft vor der Leiche gesessen hatte, wußte er nicht.

Irgendwann erwachte er wie aus einer Betäubung, und auch deshalb,

weil ein kurzes Brennen über die Haut zwischen zwei Fingern glitt, denn dort hatte ihn die Glut der Asche erreicht.

Er zuckte zusammen und schleuderte den Rest weg. Wie aus einem Traum war er erwacht, doch Mitleid verspürte er nicht, als er die Tote wieder anblickte.

»Mist auch, verdammter Mist!« Immer noch leicht fluchend stand er auf und streckte seine Glieder, die vom langen Knien steif geworden waren.

Kraft wischte über sein Gesicht. Gerade sie hatte er nicht töten wollen. Er hätte sich gern einen Spaß mit ihr gemacht, aber das war nun vorbei.

Mit vor der Brust verschränkten Armen blieb er in der kalten Zelle stehen. Ja, sie war kalt, aber es war eine Kälte, die Kraft eigentlich nicht kannte. Neu für ihn, so schleichend wie Nebel, aber unsichtbar. Eine Kälte, die zwar aus den Wänden strömte und trotzdem dort nicht ihren Ursprung hatte.

Lag es an der Anwesenheit der Toten, daß er sie so unnatürlich spürte oder woran?

Er konnte es beim besten Willen nicht sagen. Kraft hörte sich selbst atmen und spürte diese Kälte wie schleimiges Eis in seinem Mund.

Er schüttelte sich, kam endlich dazu, einen normalen Gedanken zu fassen und dachte daran, daß er jemand beauftragen mußte, der die Tote hier aus der Zelle holte.

Er wollte und würde es nicht tun. Der Mann fühlte sich überhaupt nicht wohl, denn so etwas wie an diesem Tag war ihm noch nie zuvor passiert. Er hätte es einem anderen gegenüber niemals zugegeben, sich selbst aber gestand er ein, daß ihm diese leblose Frau Angst einflößte. Sie konnte sich nicht rühren, sich nicht bewegen, nicht hinsetzen und aufstehen, denn sie war tot, und trotzdem war das Gefühl der Angst da und blieb auch bestehen. Ein harter und menschenverachtender Typ wie dieser Mann kam darüber nur schwer hinweg, und er schüttelte sich, als ihn diese Gedanken überkamen. Es mochte an den Worten gelegen haben, die ihm Rita Reinold mit auf den Weg gegeben hatte.

Da war von der Hölle die Rede gewesen, von der Hölle auf Erden, die er erleben sollte.

Hätte er noch vor einer halben Stunde über die Worte gelacht, so dachte er nun anders darüber.

Es gab diese Hölle. Sie war, verdammt noch mal, vorhanden, und sie steckte in ihm, nur hatte er dafür einen anderen Begriff gefunden, die Furcht nämlich.

»Scheiße, ich muß hier raus«, flüsterte er sich selbst zu. Ein Mann, der sich geduckt hatte und kleiner geworden war, als hätte er einen Druck von oben bekommen. Kraft drehte sich von der Leiche weg, um die Tür zu erreichen. Er befand sich noch in der Bewegung, als er aus

dem linken Augenwinkel die Bewegung an der gegenüberliegenden Wand wahrnahm.

Die Drehbewegung brach in der Mitte ab. Er überlegte, er schaute noch nicht hin, aber die Bewegung blieb. Sollte die Seele den Leib der Toten verlassen haben?

Krafts Großmutter hatte solche und ähnliche Dinge den damals kleinen Kindern erzählt. Er hatte nie daran geglaubt und es sich auch nicht vorstellen können, weil eine Seele ja unsichtbar ist. Aber die Bewegung war vorhanden.

Egon Kraft holte Luft. Er wollte sich so selbst Mut machen.

Den dunklen Fleck auf der Fliesenwand hatte er zuvor noch nie gesehen. Jetzt aber war er da. Ein Schatten, sogar ziemlich kompakt, auch groß, denn er nahm das obere Drittel der Wand ein und hob sich deutlich von den bläulichen Fliesen ab.

Schatten – oder…?

Der Atem blieb Kraft in der Kehle stecken, als er sah, was es tatsächlich war.

Ein Gesicht!

Eine bösartige Fratze. Dunkel, fast wie ein Puzzle wirkend, denn dieses Etwas setzte sich aus mehreren Teilen zusammen. Aus kleinen rechteckigen, die wie von der Sonne getrocknete, riesige Erde wirkten, wenn sie nach Wasser lechzte.

Er glaubte zu schreien, aber er schrie nicht.

Er glaubte stehenzubleiben, tatsächlich aber rannte er weg. Er stürmte durch den Gang, stolperte auf der Treppe und schlug der Länge nach hin, wobei er sich noch den rechten Ellbogen verletzte, aber das war ihm egal. Wie ein Irrer stürmte er durch die Gänge und atmete erst auf, als er in seiner kleinen Wachbude saß.

Hier kam er zur Ruhe. Aber auch nur, weil er sich eine Flasche Korn aus der Schublade des Schreibtisches geholt hatte und den scharfen Schnaps direkt aus der Flasche trank.

»Scheiße!« keuchte er. »Das ist eine verfluchte Scheiße…«

Er schüttelte den Kopf und stöhnte.

Eines stand fest. Von diesem Vorfall würde er keinem Menschen etwas erzählen, und er hoffte, daß er ihn irgendwann einmal vergessen konnte.

Die Leiche der Frau sollten andere wegschaffen. Kraft würde keinen Blick mehr auf sie werfen…

***

Keiner der beiden Männer wußte, was er sagen sollte. Harry und Franz standen da wie vom Blitz getroffen, und sie dachten beide über die finstere Botschaft nach.

»Hütet euch! Hütet euch vor der Rache des Pandämoniums!«

Was sollte das? Warum diese Worte? Eigentlich hätte Harry Stahl jetzt stark sein müssen, doch wenn er ehrlich gegen sich selbst war, dann mußte er zugeben, daß auch er mit dieser Warnung nicht zurechtkam. Es war ein Wort gefallen, über das sich schon nachzudenken lohnte. Da hatte eine Stimme von einem Pandämonium gesprochen, und Harry versuchte, diesen Begriff zunächst für sich selbst zu erklären.

Es mußte eine Welt sein, eine andere Welt, jenseits der sichtbaren.

Ein Reich für Dämonen und Geister, zumindest etwas in dieser Richtung, das war ihm schon klar. Aber was hatte dieses Pandämonium mit ihnen beiden zu tun?

Sie leuchteten das dunkle Gesicht noch immer an. Es war ein düsteres Puzzle, und erst bei genauerem Hinschauen stellten sie fest, daß dieses Gesicht aus einer einzigen Masse bestand und nicht aus mehreren Stücken, denn was sich dort als Rechtecke abzeichneten, waren die Fliesen der Wand. Sie sahen aus wie nach vorn gedrückt, was durchaus eine optische Täuschung sein konnte.

Obwohl auch Harry Stahl mit dieser erneuten Veränderung nicht zurechtkam, faßte er sich als erster. Er hatte sich die Kehle freigeräuspert und schaffte es nun, auch eine Frage zu stellen. »Wer bist du?« keuchte er der Fratze entgegen.

»Hütet euch…«

Sie bekamen keine andere Antwort. Dafür allerdings nahm das Gesicht an Stärke zu. Es verdichtete sich in seinem Innern, und aus dem Grau wurde eine tiefschwarze Farbe. Die Nase wölbte sich dabei hervor wie ein krummer Hügel, die Augen waren nicht zu sehen, sie lagen in zwei tiefen Schattenhöhlen, dafür trat der Mund deutlich hervor. Er war nichts anderes als eine verzerrte Fratze, aus der oben und unten unterschiedlich lange Zähne hervorwuchsen.

»Wer – ist – das?« Franz Jochem sprach jedes einzelne Wort stotternd aus.

Harry hob die Schultern.

»Ich habe Angst…«

Ich auch, wollte Harry sagen, er wurde aber davon abgehalten, weil sich das Maul verzog. Aus der Öffnung wischte ein Zischen hervor, das sich anhörte, als wäre in der Nähe ein Gashahn aufgedreht worden. Es drang auch aus dem Maul etwas hervor. Dichter Nebel, aber trotzdem sahen die Wolken anders aus. Sie waren irgendwo feinstofflicher, erinnerten mehr an dünnes Gas, und Harry, der die Fratze noch immer anleuchtete, glaubte sogar, Gesichter in diesen Wolken zittern zu sehen.

»Wir müssen weg!« keuchte er. »Los, komm!«

Franz Jochem rührte sich nicht. Er stand zu sehr unter dem Bann des Unheimlichen.

Harry durfte ihn nicht an diesem finsteren Ort lassen. Er packte den Mann und schleuderte ihn herum. Jochem torkelte auf die Tür zu. Er redete dabei mit sich selbst, und er spürte kaum, daß er als erster in den Gang geschoben wurde, der leer vor ihm lag.

Harry Stahl drehte sich an der Tür noch einmal um. Der Nebel war noch da, aber er hatte sich vor der Fratze aufgelöst, und Harry hörte sehr wohl die gezischelten Worte.

»Rache! Rache für alles, was uns angetan wurde. Rache – nur die Rache aus dem Pandämonium…«

Mehr hörte er nicht, denn da hatte er die Tür von der anderen Seite wieder zugeworfen.

Jochem wartete an der Treppe auf ihn. Im Licht des Lampenstrahls wirkte sein Gesicht so bleich wie ein bemalter Mund. Er zitterte noch immer, und seine Lippen zitterten mit.

»Kommen Sie!«

Wie ein kleines Kind mußte der ehemalige Kommissar seinen Begleiter an die Hand nehmen. So hetzten sie stolpernd die Treppe hoch, noch immer getrieben von einer nie erlebten Furcht, zumindest was Franz Jochem anging.

Er konnte nur nach vorn schauen, und seine Augen waren in tiefer Furcht erstarrt. Leblos, er war einfach nicht mehr fähig, etwas zu sehen, denn er wollte weg, nur weg. Fort aus diesen Mauern des Schreckens, in denen er einmal gearbeitet hatte, von denen er jedoch nicht erwartet hatte, daß sich zwischen ihnen ein derartiges Grauen befand.

Sie erreichten das Freie, ohne daß ihnen etwas passiert wäre. Damit war es dann auch vorbei mit Franz Jochem. Er konnte nicht mehr. Seine letzte Rettung war die Mauer, gegen die er sich stützte und auch so stehenblieb, keuchend, den Kopf nach vorn gedrückt, dann langsam in die Knie sinkend. Seine Handflächen schabten am rauhen Mauerwerk entlang, als könnten sie sich dort hineinfressen.

Auch Harry Stahl war nicht mehr der alte. Nach und nach aber kehrten seine normalen Gedanken zurück, und die vergangenen Ereignisse liefen noch einmal wie ein Film vor seinen Augen ab. Nur tauchten die Bilder nicht auf einer Leinwand auf, sie schwebten im Leeren, waren etwas verschwommen, aber dennoch erkennbar.

Irgendwann wurde ihm klar, daß dieser Fall sich ausweiten würde. Er verglich ihn schon jetzt mit einem Eisberg, von dem nur die Spitze aus dem Wasser ragte, der größte Teil aber unter der Oberfläche schwamm und darauf wartete, ins Freie zu kommen.

Warum er an Gregor Schmidt dachte, wußte er zunächst selbst nicht. Bis ihm einfiel, daß dieser Schmidt möglicherweise gewußt hatte, was sich hinter diesem Fall verbarg und er bereits in der Entstehungsphase einen Rückzieher gemacht hatte, um den ehemaligen Kommissar ins

Spiel zu bringen. Es war ja so einfach bei ihm gewesen. Man brauchte nur mit der Rehabilitierung zu locken, und schon sprang er an.

Harry lachte.

Die Rechnung war aufgegangen, aber dieser Schmidt würde sich noch wundern. Wenn er gedacht hätte, Stahl auf eine sehr heimtückische und hinterfotzige Art loswerden zu können, hatte er sich geirrt. Für Harry fing der Fall erst an. Er brannte, er war wie Feuer, und Stahl nahm sich vor, es zu löschen.

Seine Bewegungen waren schon wieder sicherer, als er sich umdrehte und auf Jochems Rücken schaute.

Der Mann kniete noch immer an der Mauer. Mit einem Arm stützte er sich ab, den anderen hatte er angewinkelt und über seine Augen gedrückt, als könnte er die Schatten der Erinnerung vertreiben.

Harry ging auf ihn zu. Jochem hatte die Schritte des Mannes gehört und drehte den Kopf. Er sah die ausgestreckte Hand, faßte zu und ließ sich in die Höhe ziehen.

Beide Männer standen sich gegenüber und schauten sich an. Jochem aus rot geäderten Augen und mit einer leichten Verzweiflung im Blick.

»Begreifst du es, Harry?«

»Nein, noch nicht. Aber ich werde es begreifen, Franz.«

»Wann und wie denn?«

Stahl lächelte. »Das war erst der Anfang, mein Lieber. Ich kann dir versprechen, daß ich am Ball bleiben werde. Und ich werde nicht allein dastehen, denn ich habe Freunde, die besser sind als ich. Die werde ich herholen.«

Franz Jochem kam damit nicht zurecht. »Hast du denn keine Angst?« fragte er.

Stahl schaute zu Boden. »Angst?« wiederholte er. »Himmel, wer keine Angst hat, der ist ein Lügner, sage ich dir. Ein verdammter, mieser Lügner. Einer, der sich selbst etwas vormacht, verstehst du?«

»Ja, aber trotzdem. Was wir hier erlebt haben, das.... das kann doch nicht mit rechten Dingen zugehen.«

»Geht es auch nicht.«

»Und trotzdem willst du weitermachen?«

»Ich muß.«

»Warum denn?«

»Es geht auch um mich, Franz. Man hat mich geholt, ich werde am Ball bleiben, und wir werden bald nicht mehr allein sein.«

»Wir?«

»Ja, du bist mit von der Partie. Allerdings nur als Helfer. Ich werde dich aus der vordersten Linie heraushalten. Du hast dieses Gesicht zum zweitenmal gesehen, du hast erlebt, wie die Gestalt der toten Rita Reinold wiedergeboren wurde, du bist der erste Zeuge gewesen, und du kannst jetzt nicht einfach kneifen und so tun, als wäre nichts

passiert. Ich bin dir jetzt schon dankbar, daß du den Fall überhaupt ins Rollen gebracht hast.«

Das begriff der ältere Franz Jochem nicht. »Wieso kannst du mir dankbar sein, wenn ich dich in Lebensgefahr bringe?«

»Tust du das?«

»Ja, verflucht.« Er deutete zuckend auf die Außenmauern des Gefängnisses. »Hast du denn vergessen, was wir dort unten erlebt haben?«

»Das habe ich nicht.«

»Eben.« Jochem regte sich weiter auf. »Und dann willst du trotzdem weitermachen?«

Harry Stahl lächelte seinen Partner plötzlich an. »Mal ehrlich, Franz, ist dir etwas passiert? Oder mir?«

»Nein, das nicht.«

»Genau.«

»Aber darauf kannst du doch nicht hoffen, Harry.«

»Nicht immer«, gab Stahl zu, »wirklich nicht immer. Es steht fest, daß dieser Geist aus dem Jenseits oder wo immer auch her zurückgekehrt ist. Daran gibt es keinerlei Zweifel. Aber eins steht ebenfalls fest: Die Erscheinung hat uns nichts getan. Zumindest dir nicht. Die Fratze tat uns auch nichts. Sie und der Geist der Rita Reinold haben andere Aufgaben zu erfüllen, denke ich mir.«

»Welche denn?«

»Rache!« Der Detektiv nickte. »Wir haben schon einmal darüber gesprochen. Dieser Geist möchte sich rächen. Er will und wird seine Rache bekommen. Nicht an uns Franz, sondern an den Personen, die eine gewisse Rita Reinold zu Lebzeiten traktiert haben. Ich denke dabei an das Gefängnispersonal, wobei ich dich ausschließlich davon ausnehme, denn du hast dir nichts zuschulden kommen lassen.«

»Das stimmt.«

»Wie hieß dieser Aufseher noch?« fragte Harry.

»Egon Kraft. Er wurde in bestimmten Kreisen die Glatze genannt.«

»Das ist gut.«

»Du willst doch nicht zu ihm?«

Harry lachte, als er das erstaunte Gesicht des ehemaligen Kalfaktors sah. »Und ob ich das will. Wenn jemand Rache nehmen will, dann wird er sie auch durchführen. Dabei spielt es keine Rolle, ob er aus dem Jenseits kommt oder nicht. Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter und behaupte, daß ein Wesen aus dem Reich der Toten seine Rache intensiver und effektiver durchzieht als eine lebende Person. Klar?«

Franz Jochem hatte mit offenem Mund zugehört und auch alles verstanden. Nur begriffen hatte er nicht. »Du… du … sprichst wie jemand, der sich verdammt gut auskennt.«

»Möglich.«
»Wie kommst du denn mit diesen Toten zurecht?« fragte Jochem und lachte dabei.
»Sehr gut, mein Lieber.« Auch Harry lächelte, bevor der dem Älteren auf die Schulter schlug und ihm klarmachte, daß es für sie hier vorerst nichts zu tun gab.
Die Männer stiegen in den Golf und fuhren weg.
Für Harry Stahl war der erste Akt beendet. Er würde dafür sorgen, daß sich der Vorhang zum zweiten hob…

***

Egon Kraft roch seinen eigenen Schweiß und verzog dabei angewidert das Gesicht. Er war wieder aus seinen Erinnerungen hochgetaucht und hatte in dieser Zeit das Gefühl gehabt, mit allem tief in die Vergangenheit versetzt worden zu sein. In ihr war er geschwommen, umgeben von zahlreichen Bildern, in denen immer wieder alles hochgestiegen war, was an Schrecken hinter ihm lag.
Halb liegend und halb sitzend hockte er auf dem Boden. Seine Nase zuckte. Auch sie hatte an Härte und Fleisch verloren und erinnerte mehr an einen weichen Lappen.
Er stand auf. Dabei spie er auf den Boden, weil er meinte, daß sich der Geschmack des eigenen Schweißes auch in seinem Mund zusammengefunden hatte. Er ging einige Schritte und blieb neben einem Sessel mit verschliessenem Polster stehen. Am liebsten hätte er in den Stoff hineingebissen. Man hatte ihn gedemütigt, ihm einiges genommen, und sein Leben war nicht mehr lebenswert, aber alles andere funktionierte noch in ihm, obwohl er aussah wie ein nacktes Stück Geflügel.
Er spürte sehr deutlich den Druck auf der Blase und wußte, daß ihm das Wasserlassen große Probleme bereiten würde. Eine Sache, die ansonsten völlig natürlich war, über die er noch lachen konnte, nun aber zu einem echten Hindernis wurde.
Die Toiletten befanden sich auf dem Flur. Sie wurden von mehreren Mietern benutzt. Um seine Kabine zu erreichen, mußte Kraft eine Treppe hinabgehen und er hoffte nur, daß niemand da war, der ihn sah.
Um die Türklinke zu erreichen, mußte er nicht springen. Er streckte den Arm in die Höhe und legte seine »Hühnerklaue« um den Griff. Wenig später war die Tür offen.
Hier oben in der dritten Etage des alten Backsteinhauses war der Flur menschenleer. Stimmen hörte er nur von unten, denn dort spielten einige Kinder im Hausflur. Über ihm lag noch eine Etage.
Die Mieter, die dort wohnten, waren tagsüber auf der Arbeit. Ihnen ging es besser als vielen anderen, die ihre Jobs verloren hatten.

Er drückte sich in den Hausflur hinein, der ihm vorkam, wie eine gewaltige Höhle. Klar, die Decke war nicht eben niedrig, aber durch den Schrumpfprozeß wirkte der Hausflur eben noch mächtiger.

Wenn er einen Treppenabsatz überwunden hatte, stand er vor der Toilettentür, die früher einmal einen grünen Anstrich gezeigt hatte.

Das meiste war im Laufe der Zeit abgeblättert.

So schnell wie möglich überwand er die Treppe. Das an der Toilettentür hängende Schild war von zwei Seiten beschriftet. Einmal mit dem Wort frei, dann mit dem Wort besetzt.

Er las das erste, öffnete die Tür so schnell wie möglich und schloß von innen ab. Das Schild hatte er nicht herumgedreht, so hoch konnte er nicht springen.

Egon Kraft war immer ein Mensch gewesen, der andere Menschen bis an die Schmerzgrenze gedemütigt hatte. Nun war er gedemütigt worden, und so fühlte er sich auch.

Die Toilette kam ihm wie ein Gefängnis vor. Die Wände schienen ihn auszulachen, und der veränderte Mensch erstickte beinahe an seiner eigenen Wut.

Er trug noch immer sein graues Unterhemd und dazu die schlabbrig an seinen Hüften nach unten hängende Unterhose. Er beeilte sich und war froh, das alles klappte und er auch den Griff des nach unten hängenden Spülbandes erreichen konnte. Er hängte sich daran, zog so fest wie möglich, hörte das Rauschen des Wassers und war zufrieden.

Sosehr er sich vorhin beeilt hatte, so vorsichtig war er beim Verlassen der Kabine. Er lugte erst durch den Türspalt, fand die Luft rein und lief wieder in den Flur.

Eine makabre, aber auch lächerliche Figur quälte sich die Stufen der Treppe hoch. Knochen, auf und über denen die Haut schlaff hing wie alte Lappen, die bei jeder Bewegung zuckte, die sich bewegte, die tanzte oder sich zusammenzog.

Unter ihm polterte jemand über die Holzstufen. Es waren die spielenden Kinder, die wieder einmal eine Jagd durch das Treppenhaus veranstalteten. Und sie waren schneller als er, wenn auch nicht größer, aber sie hatten nicht seine Probleme mit der schlaffen Haut, die auch unter seinen Füßen bei jedem Auftreten wegrollen wollte.

Er keuchte.

Er beeilte sich.

Er lief und kroch die Stufen hoch, während die helle Stimme eines Mädchens hinter seinem Rücken immer lauter wurde. »Fang mich doch! Fang mich doch! Du kriegst mich nicht…«

Der Veränderte stützte sich an der Wand ab, um den nötigen Halt zu bekommen. Er keuchte, der Mund war trocken, die Zunge hing ihm zwischen den Lippen hervor, und als er seine Wohnungstür erreichte,

wuchtete er die Hand auf die Klinke und drückte die Tür nach innen, deren Gewicht ihn direkt mit hineintrug.

Genau in diesem Augenblick hatte das durch den Hausflur rennende Mädchen den Treppenabsatz erreicht und schaute über die Stufen hinweg nach oben. Es sah, wie eine kleine Gestalt in die Wohnung huschte, und es konnte nichts begreifen.

Noch nie hatte die Kleine ein Kind in dieser Etage gesehen. Sie sah nur den Rücken, das graue Unterzeug und auch die schlaffen Bewegungen darunter.

Das Kind stand vor einem Rätsel, aber es war stumm geworden – und schrak dann zusammen, als die Wohnungstür von innen her wuchtig ins Schloß gehämmert wurde.

Das Mädchen begriff nicht viel. Ihm war nur klar, daß in dieser Wohnung etwas Schauriges vorgefallen war. Das sagte ihm einfach der kindliche Instinkt, und der kam der Wahrheit oft genug sehr nahe.

Die Kleine ging wieder zurück. Bleich im Gesicht und langsamer, als sie die Stufen hochgelaufen war.

Egon Kraft aber torkelte durch sein Zimmer und stützte sich an einem Sessel ab. Die Finger in den Stoff hineingegraben, den Kopf nach vorn gedrückt, und der Haß überschwemmte ihn wie ein Woge. Er haßte alles. Seine Vergangenheit, die Gegenwart, er haßte sich selbst und auch die Menschen um ihn herum.

Sie würden, wenn sie ihn sahen, was ja nicht ausblieb, verspotten.

Sie würden über ihn reden, und sie würden die Polizei holen, die sich mit ihm beschäftigte.

Bisher hatte er bestimmten Fragen noch aus dem Weg gehen können, aber die neuen Leute waren dabei, die Vergangenheit des Landes aufzuarbeiten, und da mußten sie natürlich auf Typen wie Egon Kraft stoßen. Es hatte ja mehrere von ihnen gegeben, und auch nach dieser Wende bestanden die alten Verbindungen noch.

Das brachte ihn auf eine bestimmte Idee, die so stark war, daß er alles andere vergaß.

Verbindungen.

Damals waren sie fest gewesen. Er konnte sich noch gut an die Gelage erinnern, die er mit seinen Kollegen – alles keine Engel – durchgeführt hatten. Für diese Männer waren die Gefangenen eine willkommene Beute gewesen, und auch Rita Reinold hatte die anderen Aufseher gehaßt, wie er wußte.

Sie war als Geist zurückgekehrt und hatte sich an ihm gerächt.

Nur an ihm?

Plötzlich fing er an zu lachen. Es hörte sich beinahe an wie ein Schrei. Nein, er war bestimmt nur der erste gewesen, auch die anderen würden auf der Liste stehen, und er stellte sich vor, wie sie die gleiche Angst erlebten, die er durchlitten hatte.

Aber Kraft dachte auch weiter. Er ließ die Emotionen außen vor.

Er durfte sich nicht nur darüber freuen, wenn anderen das gleiche passierte. Nein, sie mußten wieder einen Kreis schließen, so wie sie es damals getan hatten, in den guten alten Zeiten.

Kraft wußte, wo die meisten von ihnen wohnten, und waren ihre Buden auch noch so mies, für eins hatten die meisten Bewohner gesorgt.

Das Telefon war wichtig.

Auch Kraft besaß eines.

Plötzlich dachte er nicht mehr an sich selbst. Er holte sich den Apparat, nahm auch seinen Notizblock mit, kletterte mit beidem auf die Sitzfläche eines Sessels und fing damit an, die Nummer seines ersten alten Kollegen zu wählen…

***

Das Küchenmesser fuhr mit harten, rasanten und blitzenden Bewegungen nach unten. Es wurde von zwei klauenartigen Händen gehalten und immer wieder in die Sitzpolsterung des Sessels hineingerammt, bis der Stoff zerfetzt war und die Innereien in die Luft wirbelten.

Nicht nur die harten Stöße des Aufpralls waren zu hören, auch das Keuchen des Mannes, der das Messer hielt, und es letztendlich mit einem letzten Stoß in den Sessel jagte, wo es steckenblieb.

Keuchend brach Egon Kraft zusammen. Er rutschte an der vorderen Sitzkante entlang und blieb vor dem Sessel zusammengekrümmt auf dem Boden liegen. Der Anfall war vorbei, die Wut erst einmal verraucht, und das häßliche Lachen drang stoßweise aus seinem Mund.

Er hatte alles versucht und nichts erreicht. Er war enttäuscht, er war mehr als sauer, denn er hatte von den meisten seiner ehemaligen Kollegen nur Spott und Hohn gehört und auch erfahren, daß sie mit ihm nichts mehr zu tun haben wollten.

Sie würden sich wundern. Sie würden sich alle wundern und erwachen, um das Grauen zu erleben. Es war einfach lächerlich, wenn jemand versuchte, seine Vergangenheit zu ignorieren. Er würde sich ihr stellen müssen, und das auf eine Art und Weise, die einfach nicht mehr zu erklären war. Er hatte es versucht und war ausgelacht worden.

Sie lachten – noch lachten sie, aber sie würden bald nicht mehr lachen, das stand fest. Sie würden weinen, heulen, sie würden sich selbst und andere verdammen, sie würden schreien und all das erleben, was er schon hinter sich hatte.

Das nutzte ihm persönlich nichts. Wenn dieser Rachegeist so weitermachte, und andere sicher der Reihe nach vornahm, dann

würden die Bullen bald bei ihm auftauchen.

Sie würden Fragen stellen, sie würden nicht lockerlassen, und auch die Vergangenheit würde wieder lebendig werden.

Das wollte er nicht.

Er wollte nicht mit ihnen reden. Wenn er dabei selber draufging, er würde es nicht tun. Sein Leben war verpfuscht, er würde noch einige mitnehmen, das stand fest.

Als sich dieser Gedanke bei ihm gebildet hatte, schnickte er mit den Fingern, eine alte Angewohnheit von ihm, was allerdings nicht mehr so klappte wie früher. Dazu war die Haut einfach zu lappig.

Seine Aufgabe stand fest.

Er hatte es nicht weit vom Sessel bis zu den etwas losen Dielenbrettern, unter denen das Versteck lag. Das Messer nahm er mit, denn er konnte es gut als Hebel gebrauchen.

Vor den Brettern kniete er nieder. Mit seinen schwammigen Handkrallen drückte er auf bestimmte Stellen und lächelte, als er ihre Nachgiebigkeit spürte.

Genau an dieser Stelle setzte er das Messer an. Kraft schob die Klinge schräg in den Spalt hinein, drückte sie zurück, sah, wie sie sich durchbog, es aber nicht schaffte, das Dielenbrett anzuheben.

Der Mann gab nicht auf.

Er hatte Zeit. Und es gelang ihm zudem, seine Nervosität unter Kontrolle zu halten. Er fing wieder an nachzudenken. Aus einem Werkzeugkasten holte er einen Schraubenzieher, der ihm für seine Zwecke geeigneter erschien.

Die Spitze klemmte er in den Spalt zwischen zwei Dielenbrettern, drückte ihn noch etwas tiefer und zog ihn dann in die Richtung des eigenen Körpers.

Es klappte.

Das erste Brett bog sich hoch. Es splitterte zwar, aber er bewegte den Schraubenzieher weiter, setzte ihn an anderen Punkten an und erreichte damit den ersten Erfolg.

Das Dielenbrett splitterte weg.

Der Rest war für ihn ein Kinderspiel. Vier Bretter löste er aus den Fugen, dann lag das Versteck frei und offen vor seinen Augen, und um Krafts Lippen huschte ein Lächeln.

Waffenstahl glänzte.

Drei Pistolen und eine Maschinenpistole. Eine tschechische Skorpion, schon älter, aber gut gepflegt und auch geladen. Alle Waffen rochen noch nach dem Öl, mit dem er sie eingerieben hatte.

Behutsam nahm er zuerst die Maschinenpistole hoch. Sie kam ihm schwerer vor. Das lag daran, daß er seine Kräfte zum Teil verloren hatten. Jedenfalls würde er noch in der Lage sein, damit schießen zu können. Allein darauf kam es ihm an.

Er holte auch die anderen Waffen aus dem Versteck und legte sie nebeneinander.

Lächelnd schaute er auf sie nieder. Der Glanz in seinen Augen war hart geworden. Er würde nicht aufgeben, wenn die Bullen ihn besuchten, nicht mit diesem Arsenal. Damit konnte er einige von ihnen zur Hölle schicken und zuletzt sich selbst, denn welch einen Sinn hatte ein Leben, das er als Zwerg führen würde.

Seine Klauenhände streichelten die Waffen wir normale Finger den Körper einer Frau. In dem lappigen Gesicht klebte sein Lächeln fest. Wobei sich die Haut verschoben hatte und am Hals durchhing wie bei einem Hahn.

Er nahm auch die Pistolen hoch.

Eine rechts, die andere links.

Er streckte die Arme vor, zielte, wobei er feststellte, daß er sie nicht lange halten konnte. Dazu waren sie einfach zu schwer. Er mußte schnell sein und schnell schießen.

Egon Kraft stand auf. Die Pistolen legte er neben das Loch im Fußboden.

In interessierte die MPi. Damit würde er schon etwas erreichen können. Mit ihm konnte sogar ein Kleinkind schießen.

Plötzlich schrak er zusammen.

Ein schriller Laut war durch die Wohnung gefahren.

Es hatte geklingelt.

Waren sie schon da?

Egon Kraft blieb geduckt stehen, die Mündung der Maschinenpistole auf die Wohnungstür gerichtet.

Jetzt konnten sie ruhig kommen…

ENDE des ersten Teils